OMNIBUS.

Belletristisches Blatt
erscheint jeden
Sonntag Morgen.
enthält außer zwei spannenden
Romanen
aus der Feder der renommirtesten Schriftsteller eine reiche Auswahl von unterhaltendem Lesestoff,
Novelletten,
Humoresken, Satyren
Gedichte,
Vermischtes, Miscellen rc.

—0—

Bedingungen:
Preis per Post:
$3.00 per Jahr.

Anzeigen, per Square von 10 Zeilen Nonpareil, für jedesmalige Insertion $1.00
Ein Square per Jahr ....
..............$20.00

—0—

Nach Deutschland
versenden wir den Omnibus, wobei wir die ganze Frankirung besorgen:

1 Jahr	$5.00
6 Monate	2.50
3 Monate	1.25
Einzelne Nummern	—.10

—0—

Wer seinen Freunden oder Verwandten in Europa ein stets willkommenes Geschenk machen und sich in freundlichem Andenken bei ihnen erhalten will, wende die genannte geringe Summe daran, und sende ihnen den Omnibus.

—0—

Man adressire gefälligst:
W. Krippenstapel,
Louisville, Ky.



Louisville, Ky., Sonntag, den 15. October 1871.

Depeschen des Louisv. Omnibus.

(Durch unser Spezial-Cabel.)

Louisville. Wiederholt ist die Klage laut geworden, daß Stadtpostbriefe stark veraltet und bereits mit Moos überwachsen in die Hände der Adressaten gelangt seien. Man sieht einer Bekanntmachung des Postamts entgegen, des Inhalts, daß es in eiligen Sachen Niemandem verwehrt sei, seinen Stadtpostbrief in eigner Person dem Adressaten zu überbringen; doch sei auch in diesem Fall das Aufkleben einer Marke gestattet.

Washington. Die Regierung der Ver. Staaten und die Regierung der Stadt New York ergänzen sich in der besten Weise: Die Stadt New York macht die Schulden, und die Regierung in Washington bezahlt die Schulden.

Louisville. Der Base Ball Club beabsichtigt, den russischen Thronfolger zu seinem Ehrenmitgliede zu ernennen.

Berlin. Die Geschäfte Bismarcks haben sich nach dem Kriege so vermehrt, daß er keine Zeit hat, nach Varzin zu reisen, und sich mit seinem Rheumatismus zu beschäftigen.

Die deutsche Marine soll jetzt beinahe fertig sein. Die französische ist es schon längst.

Madrid. Jottlieb I., König der Republik Spanien, wird in Biarritz mit Adolph I., (Thiers), dem Präsidenten des Königsreichs Frankreichs, binnen Kurzem zusammenkommen. Eine Antwort auf Salzburg.

Stockholm. Die Reorganisation der Armee kostete sehr viel Schweden.

Wien. Einem längst gefühlten Bedürfnisse nachzukommen, hat sich heut das Ministerium Nee Zek den Bauch aufgeschnitten. Bei dieser Gelegenheit fand man, daß es den Grafen Beust im Magen hatte.

New York. Der Tammany Ring in New York warf allen Ballast von sich, um das Schiff flott zu halten; jetzt kommt aber Richter Barnard und will es mit Eisenwaaren beladen, d. h. mit Kugeln und Ketten.

Wenn jetzt in New York von einem Spitzbuben die Rede ist, sagt man bloß: Das ist ein Tammany.

Oakley Hall, Conolly und die andern Hallunken in New York wären schon längst gehängt, wenn nur noch Geld übrig wäre, um einen Galgen zu bauen.

In der Himmelsleiter. Der Gast: „Kellner, noch'n Seidl, 's is nun 's achte!"

Der Wirth: „Aber, mein Herr, Sie sind hier fremd, nehmen Sie sich in Acht, daß es nicht zu viel wird."

Der Gast: „Haben Sie um mich keine Bange, das bin ich von zu Hause gewohnt."

Der Wirth. „Um Vergebung, dann sind Sie wohl aus München?"

Der Gast: „Nein!"

Der Wirth: „Nun, dann können Sie nur noch aus Gera sein!"

Der Gast: „Getroffen! ich bin aus Gehre!"

Die praktische Mutter. „Kinder! es ist jetzt die allerhöchste Zeit, wenn Ihr noch einen Mann bekommen wollt! Hier in der Residenz geht's nicht mehr, alle Mittel sind, wie Ihr selbst wißt, erschöpft. Also gilt es nun das Aeußerste zu wagen; wir müssen fort von hier und zwar in die Garnisonsstädte der Provinzen. Die Offiziere sind dort nicht so verwöhnt wie hier, wo man täglich neue Gesichter zu sehen bekommt. Dort sind wir neu, und was einem Lieutenant allenfalls am gesetzlichen Heirathsaltar abgehen sollte, das könnt Ihr ja ganz gut zulegen, dann schwindet auch das letzte Hinderniß. Wohllan denn, mes files, auf nach der Provinz!"



Fritze: Det dauert nu nich mehr lange, dann fangen im Criminaljericht wieder die Mordprozesse an.

Johann: Dat is schlimm!

Fritze: Schlimm? Woso? Jerechtigkeit muß sind!

Johann: Ick meene man, det schon unjehängte Mörder jenug hier herumloofen un *jetzt wieder frisch welche losgelassen werden.*

Ueberflüssige Arbeit.

Brigham Young der Jüngere sagte neulich in einer Rede, „die Bundesbeamten sind Werke des Teufels, er werde zu Gott flehen, daß sie auf immer verflucht werden." Wenn diese Beamten Teufelswerke sind, hat der liebe Gott nichts damit zu schaffen, und somit war die Bitte um Verpfluchung der Teufelsbraten höchst überflüssig.

Einige Kleinigkeiten, die noch zur Wiener Weltausstellung fehlen.

Einige hunderttausende Pflastersteine.
Die nothwendigsten Straßen, Brücken und andere Communikationen.
Patriotisches Zusammenwirken.
Mehrere Jahre Zeit.
Eine Gürtelbahn u. ein Centralbahnhof.
Fünfzigtausend Wohnungen.
Zwanzig Hotels.
Englische Energie und Kaltblütigkeit oder französische Verve und Elasticität.

Männliches Denken.

Fest, wo es gilt sich selbst bezwingen,
Schnell, wo es gilt den Menschen Opfer bringen,
Treu, wo es gilt der Lieb und Freundschaft leben,
Groß, wo es gilt dem Feinde zu vergeben.

Wie schön man's haben könnt'. — „Grüß' Gott, Herr Nachbar, heut' macht's a mal wieder heiß. Wenn die Hitz' noch lang' anhalt, nachher kann man's immer aushalten!"

„Da haben's Recht. G'rad hab' ich's zu meiner Alten g'sagt, wie schön man's auf der Welt haben könnt', wenn Alles ordentlich ausgetheilt wär', so wie sich's g'hört, wenn man zum Beispiel im Winter die Hitz' und im Sommer kalt hätten. Wie schön wär's da und wie viel könnt' da erspart werden!"

Auch eine Rache. Eine zänkische Frau kam zu ihrem Vater gelaufen: ihr Mann habe sie geschlagen: „Was, meine Tochter geschlagen? Das ist doch unverschämt, das will ich an seiner Frau rächen!" rief er, gab seiner Tochter ein paar Ohrfeigen, nöthigte sie zum Hause hinaus und sagte freundlich: „Nun tröste Dich, thut er Dir wieder etwas, so komm' nur gleich wieder zu mir, den wollen wir schon kriegen."

Doctor (zur Patienten): „Fräulein, um gesund zu werden, müssen Sie eine besondere Kur durchmachen; was glauben Sie? Sie müssen heirathen, und ich wette, Sie werden die gesundeste Frau. Auch denke ich, daß Ihr Cousin Karl, der Ihnen solche Theilnahme gezeigt, am besten wäre, Doctor- u. Gattenstelle bei Ihnen einzunehmen.

Fräulein: „Ach, Herr Doctor, was thut man nicht Alles, um gesund zu werden!

Militärische Briefe.

Von Julius v Wickede.

Die Fehler der französischen Heeresleitung im Kriege von 1870—71.

Der bekannte General Trochu, der Oberbefehlshaber der Gesammttruppen in Paris während der Belagerung, hat sich neulich gemüßigt gefunden, in einer endlos langen Rede seine Verdienste, welche er um Frankreichs Hauptstadt gehabt hat, auf das Glänzendste selbst zu feiern und sich den Lorbeerkranz des Siegers eigenhändig auf sein edles Haupt zu setzen. Wir haben gegen dieses Selbstlob zwar nichts einzuwenden, denn nach den vielen bitteren Pillen, welche dieser General in der letzten Zeit in wohlverdienter Weise hat hinunterschlucken müssen, gönnen wir ihm sehr gern dieses kleine unschuldige Vergnügen. Es würde uns daher hier nicht einfallen, die vielen Phrasen, mit denen Trochu seine Rede nach echt französischer Unsitte ausschmückte, überhaupt nur einer ernsthaften Widerlegung zu würdigen. Da jedoch der Phrasenheld es nicht verschmäht, um sich selbst zu verherrlichen, auch unsere deutschen Feldherren und Staatsmänner nicht allein einer scharfen, denn dies hätten wir dem gänzlich besiegten Feinde gern verzeihen wollen, sondern sogar auch leidenschaftlich ungerechten Kritik zu unterziehen, so wollen wir doch einmal sein militärisches Verhalten während der Zeit seines Obercommando's einer näheren Prüfung unterwerfen. Daß wir hierbei in militärischer Hinsicht fast ausnahmslos scharfen Tadel aussprechen müssen — in moralischer Beziehung soll der General Trochu ein persönlich braver und ehrenwerther Mann sein—, ist nicht unsere Schuld, sondern nur eine nothwendige Folge seines großen Mangels an Thatkraft und Umsicht. Trochu hatte seinen früheren Ruf ungleich mehr der von ihm mit großem Eifer geführten steten Opposition gegen den Kaiser Napoleon und dessen Maßregeln für das Heer, als irgendwie besonders kriegerischen Thaten verdankt. Er war mehr eine politische, als gerade eine militärische Persönlichkeit, und hatte seinen Ruf fast nur durch seine Feder, sehr wenig jedoch durch seinen Degen erworben. So ward seine Ernennung zum Oberbefehlshaber von Paris unter der Regentschaft der Kaiserin mehr um der Pariser Opposition zu schmeicheln vollzogen, als weil man gerade ein besonders großes Zutrauen zu seinen militärischen Fähigkeiten hegte.

Die Vertheidigung von Paris ist ohne den mindesten festen, einheitlichen Plan geleitet u. dabei ohne die geringste Energie in der Offensive durchgeführt worden. Es war ein kühnes, ja, richtiger ausgedrückt, überkühnes Unternehmen, wie solches kaum ein zweites die Kriegsgeschichte aller Zeiten u. Völker kennt, daß Moltke eine Stadt von der Ausdehnung, Bevölkerung und den vielen Hülfsquellen aller Art, wie Paris, mit einem Heere von nur ungefähr 160- bis 180,000 Combattanten zu umschließen wagte. Nach den Verlusten im August und September besaßen die deutschen Heerestheile, welche vor Paris rückten, damals kaum noch so viele waffenfähige Mannschaft wirklich in den Gliedern. Und in Paris waren an Depotbataillionen, Marschregimentern, Gendarmen, Matrosen und Soldaten der Marine doch mindestens an 120,000 waffengeübte Männer, dazu 70- bis 80,000 Mobilgardisten aus der Provinz, und wenn die zwei Millionen betragende Pariser Bevölkerung auch nur wirklich durch Thaten auch nur den hundertsten Theil des Patriotismus und der Aufopferung bezeigen wollte, womit sie sich in ihren Reden und Proklamationen gebrüstet, so mußte sie doch ebenfalls mindestens 100,000 Mann kräftiger Jünglinge u. Männer in einigen Tagen unter die Waffen bringen. Galt es doch jetzt im strengsten Sinne des Wortes die Vertheidigung des eigenen Heerdes, dieses Palladium der Pariser Nationalgardisten. So hätten am 1. Oktober mindestens 330- bis 340,000 Mann zum Ausfall bereit in Paris organisirt sein müssen, wenn nur eine Spur von Thatkraft, Organisationstalent und Einheit in dem Befehlshaber wie der Bevölkerung dieser in ihrem Wahn so stolzen und in Wirklichkeit so erbärmlichen sogenannten Weltstadt vorhanden gewesen. Dabei war Bazaine mit 180,000 Mann in dem unbezwinglichen Metz und seine Cernirung nahm die ganze Armee des Prinzen Friedrich Karl in Anspruch, und auf den Festungen Frankreichs, die uns im Rücken lagen, flatterte damals noch die Tricolore. Die Eisenbahnbrücke von der deutschen Grenze bis Paris war weit ausgedehnt und schwer zu beschützen, und doch hing von ihrem Etappenstraßen-Besitz die Versorgung unserer vor Paris stehenden Corps ab. Trotz dieser Gefahren ließ Moltke unsere deutschen Truppen gegen Paris rücken und diese Riesenstadt, so vollständig es seine damals noch ziemlich beschränkte Kraft gestattete, umschließen. Diese anscheinende Ueberkühnheit aber beruht auf der gänzlichen Kenntniß und daraus entspringenden Mißachtung des Feindes. Der glänzende Erfolg zeigte, wie richtig alle seine Voraussetzungen eintrafen. In seiner Verachtung der feindlichen Oberanführung gestattete er selbst, daß das königliche Hauptquartier im Oktober nach Versailles verlegt wurde.

Ich befand mich zu jener Zeit persönlich in Versailles und mein Erstaunen wuchs mit jedem Tage, daß die Pariser uns in so behaglicher Ruhe und Sicherheit daselbst ungestört leben ließen und auch nicht das Mindeste thaten, um uns zu belästigen. Wenn man dem Marschall Bazaine mit vollem Rechte die härtesten Vorwürfe machen kann, daß er die erste Zeit unserer Einschließung von Metz nicht zu großen Massenausfällen benutzte, um solche zu zersprengen, so trifft den General Trochu in Paris noch viel verdienter ein weit härteres Urtheil. Er gebot noch über größere Hülfsmittel als Bazaine und konnte in der fast um das Doppelte gegen die Metzer ausgedehnte deutschen Cernirungslinie um Paris noch weit mehr schwächere Punkte, die sich für ihn zum kräftigen Angriff und auch glücklichen Durchbruch vortrefflich eigneten, entdecken. Aber nichts geschah, als daß gegen uns eine furchtbar laute, aber höchst ungefährliche Kanonade von den Forts losgedonnert wurde. Man erzählte sich damals in Versailles, daß Moltke, auf die Gefährlichkeit dieses Hauptquartiers und wie leicht die Franzosen durch einen kräftigen Ausfall solches bedrohen könnten, aufmerksam gemacht, in seiner kurzen Weise geantwortet habe: „Freilich könnten sie das thun, aber sie werden es nicht thun." Ist diese Aeußerung wirklich von ihm geschehen, so zeigt sich dadurch nur, daß unser großer Oberbefehlshaber, wie in Allem, so auch hierin wieder vollkommen Recht hatte. Warum ließ General Trochu z. B. nicht den Ausfall, den zwei Divisionen des Vinoy'schen Corps am 30. September unternehmen mußten, so verstärken, daß wirkliche Aussicht auf Erfolg da war? Besaß er nicht die nöthige Truppenzahl, so war es ein Unding, diesen Ausfall zu unternehmen und einige Hundert sehr muthig kämpfende französische Infanteristen vollständig nutzlos dahin zu opfern; denn daß er mit zwei Divisionen unmöglich irgendwie nützliche Resultate erzielen konnte, wußte er selbst.

Und eben so erfolglos war am 5. Oktober der Ausfall Vinoy's vom Mont Valerien auf die damals noch nicht vollendeten preußischen Verschanzungen zwischen Sevres und St. Cloud. Für bloße Recognoscirungsgefechte waren die Ausfälle zu stark und kosteten zu viel Blut, und umgekehrt wieder um wirkliche Erfolge zu erreichen, wurden sie mit zu geringen Truppenmassen unternommen. Dabei wurden die besten Truppen, die Paris besaß, die braven Soldaten der alten regulären Linienregimenter vom Corps des Generals Vinoy, schonungslos einem sicheren Untergange gewidmet, während man alle diese Maulhelden von der Pariser Nationalgarde, 60 alte und 104 neue Bataillone, wohlweislich aus dem Feuer hielt, damit sie ihr theures Leben ja recht sicher retten könnten, um später, im Mai, als würdige Kämpfer der Pariser Commune die bekannten Schandthaten zu verüben. Es ist ganz unverzeihlich von Trochu, daß er die Linie geopfert, die Nationalgarde stets gehätschelt und geschont hat, ohne daß er, wie dies ja auch selbstverständlich war, von diesem Gesindel etwas Anderes als den schnödesten Undank dafür erntete. Es sind, im Verhältniß ihrer numerischen Stärke mindestens 20 Mal so viele Soldaten der alten regulären französischen Linie und Garde und ganz besonders der Marine, die stets die Ersten im Kampfe waren, als Pariser Nationalgardisten geblieben, und doch ward der unsterbliche Heldenmuth der letzteren täglich auf alle mögliche Weise gefeiert. Wenn er 10,000 Mann guter Linientruppen an die Spitze stellte, darauf 80- bis 100,000 Mobil- und Nationalgardisten folgen ließ, und letzteren mittheilte, er würde mit den Kanonen der eigenen Forts auf sie schießen lassen, sobald sie nicht vorwärts stürmten, und nun rücksichtslos, mochte fallen was da wollte, vorstürmte, so hätte er Versailles erobern und unsere Cernirung durchbrechen können. Wollte die Republik Frankreich, nachdem bei Sedan und Metz der größte Theil der alten, wirklich guten und disciplinirten Truppen verloren gegangen war, überhaupt noch den Krieg mit den streng geübten, gut disciplirten, siegbewußten deutschen Heeren fortführen, so konnte dies nur durch große Massen, die man auf einen Fleck vereinigt und nun schonungslos vordringen ließ, geschehen. Statt dessen greift man dort mit 30- bis 50,000 Mann an und dann wieder an einem anderen Tage und Orte mit gleich geringer Zahl, und durfte sich daher nicht wundern, daß man überall nur Mißerfolge und auch keinen Sieg von einiger Bedeutung aufzuweisen hatte.

Mit allen späteren Ausfallgefechten im November und Dezember ging es eben so. Durch die Capitulation von Metz, wodurch Moltke 150,000 Mann gewann, und ferner durch den Anmarsch von 160,000 Landwehrmännern und ausgebildeten Ersatzmannschaften, welche von Mitte November bis zum Schluß des Jahres in Frankreich einrückten, war die Lage vor Paris so verschlechtert worden, daß dessen Rettung fast eine Unmöglichkeit war. Um so unverantwortlicher waren die nachherigen nutzlosen Ausfälle mit ihrem Blutvergießen.

So können wir auch mit voller Gerechtigkeit den General Truchu nicht davon freisprechen, daß er seinem—freilich ungemein schwierigen und verantwortlichen—Posten nicht im Mindesten gewachsen war und nicht den zehnten Theil so viel leistete, als man seinen steten hochtönenden Reden und glänzendsten Versprechungen nach mit Recht von ihm erwarten durfte. Freilich kann er sich damit trösten, daß er hierin das Schicksal aller übrigen Obergenerale des Kaiserreichs und der Republik theilte. Frankreich ist durch sein stetes Sprechen und Phrasenmachen in den letzten Decennien sehr zurückgegangen, und diese zur chronischen Krankheit fast gewordene Wuth, entweder selbst zu reden oder sonst von sich möglichst viel reden zu machen, hat die ruhige Ueberlegung wie die Thatkraft der Mehrzahl seiner bedeutendsten Männer ungemein verringert. Diesen Eindruck haben wir aus dem jetzigen Kriege mit heimgebracht.

Das schwarze Moor.

Erzählung aus dem Englischen

(Fortsetzung.)

Ich bin ein nasser Gast! sagte Mr. Jones scherzend, indem er auf die Fußdecke im Hausflur stampfte und den Schnee in dichten Lagen von seinem langhaarigen Oberrock abschüttelte.

Lorenz lächelte mit freundlicher Herablassung und ging sogar so weit, ihm die Hand zum Willkommen zu reichen. Er liebte zwar den Mann keineswegs, aber sah doch den Besuch nicht ungern, weil er ihm als eine Art von Daumschraube diente, um seine Frau zu quälen. Solche Creaturen sind in einem feindseligen Haushalte oft von Nutzen.

Könnte ich mit Ihnen allein sprechen? fragte Jones etwas ängstlich.

Gewiß, kommen Sie in mein Arbeitszimmer, sagte Lorenz. Hier Betty, nimm Mr. Jones Ueberzieher, und bringe Rum und Wasser.

Er kannte den Mann und beabsichtigte ein Darlehen von ihm heraus zu drücken; denn Jones hatte Geld, und war unter Umständen nicht knauserig.

Die Magd brachte das Verlangte, setzte Gläser auf den Tisch, schürte das Feuer im Kamin und entfernte sich wieder.

Ohne eine Einladung abzuwarten, mischte Jones ein Glas starken Grok und trank es mit einem Zuge halb leer.

Nun, Mr. Jones, was bringen Sie? fragte Lorenz. Ist ein Wilddieb gefangen, oder eine neue Kohlenmine entdeckt worden?—Ich weiß, Sie haben immer meinen Vortheil im Auge, fügte er etwas spöttisch hinzu, und werden gewiß noch einmal mein Glück machen, oder das Ihrige aus dem meinigen.

He, he, he, he, sehr gut! lachte Mr. Jones, aber wahrscheinlich eher das Ihrige als das meinige! Ich wäre mit wenig zufrieden, während Männer vom Stande, wir Sie, viel brauchen.

Nun, zur Sache! drängte Lorenz.

Sind Sie sicher, daß uns Niemand belauscht oder überrascht? fragte der Advokat, sich vorsichtig umschauend; denn es war ein delikates Geschäft, welches er unternommen hatte, und vor dem selbst er sich etwas scheute.

Ueberrascht? wiederholte Lorenz spöttisch, wer sollte uns überraschen?

Ich dachte, Ihre Frau Gemahlin könnte vielleicht herein kommen, erwiederte Jones in demselben Tone, und that abermals einen tiefen Zug aus seinem Glase.

Ist das das einzige Geschäft, welches Sie hergeführt hat? fragte Lorenz gereizt.

Gern hätte er den Menschen zur Thür hinaus geworfen; allein wer wird eine Gans treten, die goldene Eier legen soll?

Gut, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, versetzte Jones ernsthaft; es ist eine sehr kitzliche Sache, die mich zu Ihnen führt; sie betrifft Ihre Frau.

Nun, was ist mit meiner Frau?

Sich das Kinn reibend, sann Jones einige Augenblicke nach.

Wer war sie, wenn ich mir die Frage erlauben darf? sagte er sodann.

Wissen Sie das nicht? Sie war die Tochter des verstorbenen Sir Thomas Sibson, des Abgeordneten im Parlamente für diese Grafschaft, antwortete Lorenz mit gleichgültiger Miene. Eine gute, alte Familie!

Und ihre Mutter?

Oh, ihre Mutter gehörte einer noch vornehmeren, der Lascelle'schen Familie an. Sie starb kurz nach der Geburt ihrer Tochter in Italien.

Starb nach der Geburt ihrer Tochter in Italien,—und gehört zur Lascelle'schen Familie? wiederholte Jones, und preßte seine dicke, rothe Unterlippe zwischen Daumen und Finger, wie ein Knabe eine Kirsche reibt. Bitte, hat ihre Frau Gemahlin Ihnen alles dieses selbst gesagt?

Wer sonst hätte es mir denn sagen können? erwiederte Lorenz kurz, dem die Unterhaltung lästig zu werden begann.

Es kommt viel darauf an, zu wissen, ob Mrs. Grantley Ihnen selbst diese Mittheilung gemacht hat, wiederholte der Advokat.

Sie nehmen ein sonderbares Verhör mit mir vor! rief Lorenz endlich mit einem Blicke, der nichts Gutes verkündete.

Mr. Grantley, es ist eine äußerst wichtige Sache, die ich vorhabe, wandte Jones mit sehr wichtigem Tone ein,—eine Sache, von der Ihr ganzes Leben, Ihre Stellung, Alles, was Ihnen werth ist, abhängt! Haben Sie nur einen Augenblick Geduld! Ihr Wohl liegt mir am Herzen,—bei meiner Seele! aber erst muß ich mich orientiren, meinen Grund und Boden prüfen, bevor ich damit herausrücke.

Lorenz lachte.

Nun, so schießen Sie los Jones! sagte er mit plötzlicher Vertraulichkeit; denn obgleich äußerst reizbar, war er doch sehr empfänglich für alles Komische. Fahren Sie mit Ihrem Verhör fort, ich will antworten.

Er warf sich in seinen Lehnsessel zurück, steckte die Hände tief in die Taschen, und begann ein Liedchen zu summen.

Besten Dank, Mr. Grantley! Das sieht Ihnen ähnlich! So spricht ein Gentleman! Gestatten Sie also, daß ich weiter frage, sagte Jones, seine vorige sinnende Stellung annehmend. Hat Ihnen Ihre Frau nichts weiter von ihrer Mutter erzählt?

Allerdings hat sie öfters von ihr gesprochen, aber ich weiß nicht mehr was! Sehr interessant war es auf keinen Fall.

Aber sie hat deutlich und bestimmt gesagt, daß ihre Mutter nach ihrer Geburt gestorben sei?

Nun ja, wie ich schon vorhin erwähnt habe.

Dann, Mr. Grantley, habe ich die peinliche Pflicht, Ihnen anzuzeigen, daß sie Ihnen wissentlich eine Unwahrheit gesagt hat. Ihre Mutter lebt in diesem Augenblicke noch, und ist keine geborene Lascelle!

Wirklich? rief Lorenz, indem er aufsprang und leichenblaß wurde. Aber was geht es mich an,—was kümmere ich mich darum! setzte er nach wenigen Momenten gleichgültig hinzu.

Sie sind gröblich betrogen worden, fuhr der Advokat fort. Was mir zu schwer wird, Ihnen mündlich mitzutheilen, habe ich hier schriftlich mitgetheilt.

Mit diesen Worten überreichte er ihm ein Papier.

Lorenz öffnete es und blickte hinein. Ohne ein Wort oder eine Bemerkung las er es durch, und dann die Schrift wieder zusammen legend, stieß er mit geisterbleichem Gesichte ein so gräßliches Lachen aus, daß selbst Jones davor erschrak.

Was ich Ihnen mitgetheilt habe, sagte der Advokat nach einer Pause, ist so wahr wie das Evangelium, nur zu wahr. Glauben Sie, daß eine Sterbende aus freien Stücken eine solche Lüge erzählen und ihr Seelenheil gefährden würde?—Ihr Seelenheil, Mr. Grantley, bedenken Sie das!—Es gibt gewisse Dinge, die der menschlichen Natur unmöglich sind, selbst in einem Gerichtszimmer, und zu diesen Unmöglichkeiten gehört, daß diese Deposition eine Lüge sei! Nun aber schauen Sie diese Mittheilung von der praktischen Seite an, und benutzen Sie dieselbe als eine furchtbare Macht in Ihren Händen, mit Hilfe deren Sie Alles erlangen können. Das Feld ist für Sie offen, Sie müssen den Wettlauf spielend gewinnen. Ich weiß, daß Ihre Erwartungen in so ferne getäuscht worden sind, als Ihre Frau sich nicht hat dazu verstehen wollen, Ihnen Beistand zu leisten; jetzt haben Sie ein Mittel in der Hand, mit dem Sie sie zwingen können, Alles zu thun, was recht ist.

Nun, fuhr der Advokat fort, Sie sind immer artig und gütig gegen mich gewesen, und als ich deshalb zufällig diese Entdeckung machte,—denn Sie wissen, ich bin selbst von Eagley gebürtig,—sagte ich zu mir selbst: Jones, das ist eine Gelegenheit, dem jungen Mr. Grantley einen Dienst zu leisten, er hat dir manches Gute erzeigt, jetzt ist die Zeit da, es zu vergelten! Bei Jupiter, ich war stolz darauf, es thun zu können! Wie eine Liebesarbeit sah ich es an, die Beweise zu sammeln und sie unentgeltlich in Ihre Hände niederlegen. Ja, ich war stolz darauf, es thun zu können!

Ach, mein guter Jones, ich kann das Alles nicht so ernstlich nehmen, versetzte Lorenz. Wie leicht lassen sich solche Dinge nicht erfinden! Man braucht nicht mehr Zeit dazu, als ein Kartenhaus zu bauen.

Versuchen Sie es! rief Jones, mit geballter Faust auf den Tisch schlagend;—versuchen Sie es! welchen Nutzen hätten meine Bemühungen gehabt, wenn die ganze Sache nicht wahr wäre? Welchen anderen Halt haben Sie? Wo ist der Trumph in der Karte? Sie sind verloren, wenn meine Nachrichten nicht wahr sind. Besser hätte ich dann gethan, zu Hause zu bleiben und mich meinen Clienten zu widmen.

Oh, die sind um so besser daran, wenn Sie abwesend sind, Jones, sagte Lorenz, indem er versuchte, einen Ton scherzenden Uebermuthes anzunehmen, was ihm zuweilen gelang, aber in diesem Augenblicke gänzlich mißglückte.

Wohl möglich, versetzte der Advokat ganz ruhig, aber ich sage noch einmal, machen Sie wenigstens den Versuch. Murmeln Sie den Namen im Schlafe, oder—wenn Sie wollen—flüstern Sie ihr ins Ohr: Hast du jemals eine Jane Gilbert in Eagley gekannt? und geben Sie wohl Acht auf die Wirkung dieser Worte. Dann werden Sie sehen, ob meine Nachrichten wahr sind, oder nicht!

Betrogen—in jeder Beziehung betrogen! murmelte Lorenz, die Faust ballend.

Ja, fuhr Mr. Jones fort, sie ist eine schlaue junge Dame,—wußte Ihre Karten recht gut zu mischen und dreist zu spielen.

Noch ein Wort, Jones! Wahr oder falsch,—vergessen Sie nicht, daß ich Ihre Nachrichten als unbedingt richtig annehme,—Sie werden schweigen, hoffe ich?

Mr. Grantley! rief der Advokat mit Affectation eines tiefen Gefühls—bei meinem Leben schwöre ich es! und verließ dann unter wiederholten Verbeugungen das Zimmer.

Endlich steckt der Pflock! sagte er zu sich selbst, während er langsam fortritt und, zum Fenster des Wohnzimmers aufblickend, den Hut höflich vor Mrs. Grantley zog, welche noch immer mit ihren Amphybien beschäftigt war.

Lorenz blieb, in Gedanken versunken und über entscheidende Maßregeln nachsinnend, in seinem Zimmer sitzen, bis zum Mittagessen geschellt wurde. Er fühlte, daß ein häusliches Beisammenleben von jetzt an nicht mehr möglich sei, und daß deßhalb die geeigneten Schritte zur Trennung gethan werden müßten.

Ehe er in das Eßzimmer trat, war sein Entschluß gefaßt und ein Plan entworfen.

Es entging Anna nicht, daß er sehr bleich und noch schweigsamer war, als gewöhnlich, daß sein Auge nie dem ihrigen begegnete, und daß sein ganzes Wesen auffallend kalt erschien; allein dergleichen Wahrnehmungen machten keinen Eindruck auf sie, denn Anna kümmerte sich nie um das, was Andere dachten und empfanden, sobald sie selbst nicht unangenehm davon berührt wurde.

Du siehst krank aus, Anna, sagte ihr Gatte am nächsten Morgen beim Frühstück, ohne sie dazu anzublicken.

Thorheit, ich bin nicht krank, erwiederte die Frau so unfreundlich als möglich; denn so oft Lorenz geneigt schien, in einem liebevollen Tone mit ihr zu sprechen, antwortete sie deshalb um so verdrießlicher, um das Vergnügen zu haben, ihn zur Heftigkeit zu reizen. Gefühllose Gemüther finden daran ein besonderes Gefallen.

Ich wünsche aber doch, du ließest einen Arzt kommen, wiederholte er in ebenso frostigem Tone.

Thue nur nicht, als wärest du besorgt um mich; ich befinde mich ganz wohl.

Du bist nicht wohl, Anna.

Soll ich etwa krank sein? Und hat vielleicht dieser Wunsch bei dir sich erzeugt? fragte sie kalt. Reiche mir das Brod, und laß mich zufrieden, ich bin ganz gesund.

Dennoch muß ich hierin meinen Willen haben und werde Doktor Downs kommen lassen.

Ich mag ihn aber nicht sehen! entgegnete sie, ihre trüben Augen aufschlagend; du bist heute auffallend besorgt um mich.

Das war einmal wieder eine von deinen unangenehmen Antworten, sagte Lorenz sehr sanft, während ein Blick des bittersten Hasses aus seineu Augen schoß.

Die Wahrheit ist gewöhnlich nicht angenehm, versetzte Anna; ich lasse mich nicht so leicht täuschen.

Lorenz stand auf und verließ das Zimmer; er fühlte, daß es gefährlich war, länger zu bleiben. Ihr frecher Trotz schien zu ihrem eigenen Untergange gewaltsam hinzudrängen.

Es muß ein Ende nehmen! sagte er laut. Gott sei ihr gnädig!

Eine drohende Gefahr lag vor ihnen Beiden, deren Ahnung in Lorenz ein fast teufliches Gefühl erweckte. Sein eigentlicher Plan, obgleich grausam, sollte ein Ausweg sein. Er war sicher in jeder Beziehung, sicher für die äußere Ehre, sicher für ihr Leben, und ebenso für ihn selbst,—grausam allerdings, aber hatte er nicht Grund genug dazu? Suchte er nur seinen Bortheil,—oder war es nicht vielmehr Nothwendigkeit, was ihn zu diesem Mittel trieb?

Unfähig, länger im Hause zu bleiben, nahm er sein Gewehr und seinen Hund, und wanderte nach dem „schwarzen Moor", jener wüsten Einöde, die so wohl zu seinen jetzigen Empfindungen paßte. Kaum wissend, was er that und wo er war, brachte er den ganzen Tag auf den öden Klippen zu, in einer so aufgeregten Stimmung und unter einem solchen Sturme von Gefühlen, daß kein ruhiges Denken und Ueberlegen möglich war, und daß er nichts empfand, als die brennende Gluth des bittersten Hasses.

Allein der Abend kam, und er mußte in das Haus zurückkehren, das ihm schrecklicher war als das Grab, und zu den Ketten, die ihn wund drückten. Das Unrecht, das er begangen hatte, trug bittere Früchte.

Auf einem engen, schmalen Wege, wo kein Ausweichen möglich war, begegnete ihm plötzlich Marie Sefton mit ihrer Mutter. Zum ersten Male seit seiner Hochzeit sah er sie wieder, denn Marie war häufig abwesend gewesen, und Lorenz hatte sie absichtlich gemieden.

Jetzt ging er absichtlich auf sie zu, reichte ihr wie früher die Hand, drückte die ihrige herzlich und begann ein Gespräch,—aber mit schwerem Athem, unruhigen Blicken und so wild bewegten Zügen, daß diese Erscheinungen selbst Marien, obgleich ahnungslos, nicht entgehen konnten. Die Mutter dagegen merkte nichts und äußerte nach dem Scheiden nur gegen ihre Tochter, Mr. Grantley sei sehr herzlich gewesen, aber scheine nicht ganz wohl zu sein.

Marie erwiederte darauf, es habe ihr auch geschienen, als wenn er krank sei, aber sie habe sich sehr gefreut, ihn wieder zu sehen, und wünschte nur, daß seine Frau umgänglicher wäre, denn Lorenz Grantley sei der angenehmste Mann in der ganzen Umgegend. Sie würde vielleicht noch mehr darüber gesprochen haben, wenn nicht ein plötzliches Gefühl ihre Zunge gefesselt hätte.

Als Lorenz die Damen verlassen hatte, kehrte er augenblicklich in das Gehölz zurück, blieb dort, bis es dunkel geworden war, und kam erst spät nach Hause.

Nach dem Essen sich im Zimmer umschauend, um einen Gegenstand zur Unterhaltung zu finden und das tödtliche Schweigen zu brechen, bemerkte er auf dem Nebentische einen schönen Zweig einer Stechpalme liegen, dessen röthliche Beeren wie Blutstropfen am Holze hingen, und ein plötzlicher Gedanke erwachte in ihm.

Ein schöner Zweig, sagte er, ihn in die Hand nehmend und seine Frau scharf anblickend; aber die schönste Blüthe dieser Art, die ich je gesehen habe, fand ich einmal in einem kleinen Dorfe, vor dem Hause einer armen Frau,—was war doch ihr Name? fügte er sinnend hinzu. Ach ja, Jane Gilbert!—Es ist mir noch so deutlich erinnerlich, als wenn es gestern gewesen wäre,—der kalte, unfreundliche Decembertag, der Dornbusch mit seinen rothen Beeren, und die blondhaarige Bauersfrau, über deren Hausthür „Jane Gilbert" auf einem kleinen Schilde geschrieben stand.

Eine plötzliche Blässe, welche Anna's Gesicht überzog, ein leichtes Zucken ihrer schlaff herabhängenden Unterlippe und eine unwillkürliche Bewegung mit der Hand über ihr Haar waren die einzigen Zeichen, welche verriethen, daß die Erwähnung jenes Namens sie berührt hatte; aber Lorenz beobachtete sie wohl.

Ich mag das Zeug nicht, sagte sie und warf den Zweig in das Feuer.

Warum denn nicht? fragte Lorenz.

Anna schwieg und machte ein einfältiges Gesicht.

Eagley ist ein hübscher Ort, der wohl eines Besuches werth wäre, fuhr er fort. Du solltest einmal hinfahren und dir Jane Gilberts schönen Dornbusch ansehen.

Anna's Gesicht wurde leichenblaß.

Jane Gilbert scheint dir den Kopf verdreht zu haben, sagte sie und kehrte ihm den Rücken zu.

Du und dein Chamäleon im Aquarium, ihr seid euch heute einmal wieder sehr ähnlich, versetzte Lorenz, der besonders aufgelegt zum Sprechen zu sein schien; du bist todtenbleich, und dein Chamäleon ist am Verenden. Soll Doctor Downs euch beiden etwas verschreiben?

Ich will Doctor Downs nicht sehen, entgegnete Anna mit ihrer gewöhnlichen einfältigen Miene.

Er wird doch kommen, erwiederte Lorenz.

Regungslos saß Anna später an jenem Abende vor ihrem Toilettentisch und sann.

Was meinte er mit Eagley und Jane Gilbert? sagte sie zu sich. Jones war gestern eine lange Zeit hier und ist von Eagley gebürtig. Sollte er etwas wissen?—Doch nein, es ist nicht möglich! Meine alte Amme kann mich nicht verrathen haben und ist jetzt todt, wie es heißt. Wenn sie wirklich todt ist, so weiß kein lebendes Wesen darum, als ich; und kein Mensch weiß, daß ich es weiß. Meine Mutter glaubt, ich sei gestorben. Aber was bedeutet alles dieses? Woher diese Veränderung in seinem Wesen? Weshalb besteht er so sehr darauf, den Arzt rufen zu lassen?—Nun, mag das Schlimmste kommen, ich bin vorbereitet!

Dem Rufe folgend, erschien am nächsten Tage Doctor Downs, ein freundlicher, gesprächiger Mann, der viel zu erzählen hatte und Alles erzählte, was er wußte, eine Art wandernder Zeitung.

Sie werden wenige äußere Zeichen von Krankheit an meiner Frau entdecken, sagte Lorenz mit sehr besorgter Miene; aber, mein lieber Doctor, obgleich ich nichts von Psychologie verstehe, kann ich doch deutlich die Nothwendigkeit einer schleunigen ärztlichen Behandlung für sie erkennen. Sie ist zu Zeiten äußerst sonderbar, hat so eigenthümliche Ideen und Einfälle, einen plötzlichen, unerklärlichen Widerwillen gegen Dinge und Personen, die sie sonst liebte, und ist unbeschreiblich argwöhnisch. Mit einem Worte, ihr Geist scheint mir gestört zu sein. Ich weiß nicht, was mit ihr zu machen ist!

Ist es möglich, Mr. Grantley? Ich glaubte, es wäre eine ganz andere Veranlassung, weshalb Sie mich rufen ließen, erwiderte Doctor Downs. Ei, ei, die arme junge Dame! Ja, ja, ich habe es immer gesagt,—Scropheln, unzweifelhaft Scropheln! Darin irre ich mich nie, Mr. Grantley, sie mögen auftreten, in welcher Gestalt sie wollen. Aber wir müssen hoffen und thun, was möglich ist, ehe wir verzweifeln. Eine Veränderung der Luft, des Aufenthaltes und der Umgebung kann sehr wohlthätig wirken. Zuweilen wird dadurch ein keimendes Uebel dieser Art gänzlich unterdrückt.

Glauben Sie wirklich, meine Frau retten zu können?

Ich hoffe es, aber kann nicht eher eine bestimmte Meinung aussprechen, als bis ich ihren Zustand näher untersucht habe. Kann ich sie sehen?

Gewiß, kommen Sie mit mir; sie ist in ihrem Wohnzimmer.

Anna, sagte er beim Eintreten, Doctor Downs ist gekommen, um dir einen Besuch zu machen.

Doctor Downs hätte sich die Mühe sparen können, erwiederte sie mürrisch, ohne aufzublicken und ohne die geringste Notiz vom Arzte zu nehmen. Ich befinde mich ganz wohl, und du weißt, daß ich es bin.

(Schluß folgt.)

Damen in San Francisco, welche ihre betrunkenen Gatten auf handgreifliche Weise korrigiren wollen, müssen einen Cent Strafe bezahlen.

Ein Herr in Berlin, im Begriff seine Wohnung zu wechseln, hatte eine Kommode vor die Hausthür gestellt und einen Dienstmann gerufen, um dieselbe forttragen zu lassen.

„Was will er für das Forttragen der Kommode haben?" fragte zuvörderst der Herr den Gerufenen.

„Zehn Silbergroschen!" war die lakonische Antwort.

„Nein, das ist mir zuviel; mehr als fünf Silbergroschen geb' ich nicht!"

„Det haben Se ooch nich nöthig," antwortete der Dienstmann mit größter Ruhe, „lassen Sie se man da stehen und warten Se bis et Nacht is, da drägt se Ihnen Eener umsonst weg!"

Der Uhrmacher St. wurde jüngst zum Milizhauptmann gewählt. Man sah jedoch bald ein, daß man sich durch diese Wahl betrogen, indem der Uhrmacher diese Stelle nicht ausfüllen konnte. Ein Unteroffizier meinte daher: Unser Hauptmann scheint das Tiktak besser zu verstehen als die Taktik.

„Hört, Levi, ihr Juden müßt doch dumme Teufel g'wesen sein, daß der Moses Euch 40 Jahr lang in der Wüst' hat 'rumführen können?"

„Herr Bruckenbeck, ich will'n was sogn: der Moses war e gescheidter Mann,—Sie hätten uns wahrhaftig kane vierzig Johr herum geführt!"

Wie nothwendig die Betonung der Sylben sei, beweist folgende Anekdote. Ein kleiner Knabe las in einem frommen Buche: O Herr, wo du nicht bist, ist unser Tischler. Der ganze Fehler lag nur in der Betonung, es hieß: O Herr, wo du nicht bist, ist unser Tisch leer.

„Kreuzhimmel... da sagen die dummen Leute immer: Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. Mir geht's anders. Mir wird's im Examen bei dem heiß, was ich nicht weiß!"

Den Charakter eines Mannes lernt man am Spieltische kennen, und den einer Frau in dem Putzladen.

Tägliche Briefliste vom 15. Oktober.

Bloetner Johann Carl	Lund Sarah J
Becker K	Lenz Chas
Bauer Jos	Louis Mrs Cecilie care of M Louis u Co
Block Ludwig	
Dinkelspiel David	Mohr Wm
Doerr F	Remper Henry
Diffenderfer J F	Reichert John
Deppenbrock Theobald	Reutepohler u Co
Einbeck Lissette	Storz Conrad
Grise Isaac	Schnabel F X
Heß F	Sand Henry
Herman F	Sauer John (Carpenter)
Hefferman M	
Hamberger C	Schneider C August
Hauck Andrew	Wellman A
Kline Levi	Winstel C Teacher of Music
Kolb L J	
Kern Maria	Weber Chas
Koeller G	Wieman J

L. M. Porter, P. M.

Der abgebrannte Theil Chicagos.

Wir legen unsern Lesern heute einen Plan von Chicago vor, woraus genau der Lauf des Feuers, soweit der Telegraph verläßlich, ersichtlich ist.

Es cirkuliren verschiedene und große Pläne, die aber sämmtlich unrichtig, obige Karte ist die bis jetzt genaueste.

An dem schattirten Punkte A oben links liegt die De Kovenstraße; einen Block oberhalb der Jefferson, woselbst das Feuer seine Entstehung fand, von dort sprang es in die Clintonstraße (siehe Karte), der Südwest-Wind jagte es gerade durch die Clintonstraße (siehe Karte) doch gelang es, weil der Wind gleichmäßig wehte, die Jeffersonstraße zu retten (siehe Karte). Der Wind trieb die Flammen dann durch die Canalstraße über den Chicagofluß (siehe Karte). Wenn die Leser des Omnibus den Lauf des Feuers einige Blocks weiter verfolgen, so finden sie F, woselbst die immensen Fracht- und Passagier-Depots der Michigan Southern Eisenbahn standen. In gerader Linie nördlich findet der Leser den Buchstaben C, woselbst die elegante Börse stand; gleich darunter das Kreuz oder Buchstabe B, woselbst das Courthaus stand, darunter E das Tremonthaus, darunter am Ufer des Sees G die immensen Depots der Illinois Central, Michigan Central, Chicago, Burlington und Quincy Eisenbahnen, wenn man von Michigan City kommt, sowie große Elevators. Folgt man der Karte weiter nördlich, so steht man die Wasserwerke, während man oben den Buchstaben H findet, welcher weitere große Eisenbahn Depots zeigt, das Uebrige erklärt sich von selbst.

Von der nördlichen Seite der Cemetery (Begräbnißplatz) fand das verheerende Element noch drei weitere Blocks, bis menschliche Anstrengung seinem weiteren Fortschreiten endlich ein Ziel setzte.

☞ W. K. Ray und eine Anzahl hervorragender Bürger sind gestern Nachmittag um drei Uhr mit einem Spezialzuge nach Chicago gereist und gedenken am Montag-Vormittag um 11 Uhr hier wieder einzutreffen.

☞ Industrieausstellung. Die Urheber des Projekts der jährlichen Abhaltung einer unserer Stadt Ehre machenden Gewerbeausstellung haben bereits eine vollständige Organisation getroffen. Die Korporation, an deren Spitze gegenwärtig John T. Moore, L. Dupont, R. A. Robinson, N. Blum, M. Mulloon und C. G. Jones stehn, führt den Namen „The Louisville Industrial Exposition". Der Kapitalstock ist auf $500,000 angesetzt und soll aus 20,000 Aktien zu je $25 bestehen.

☞ In der Nähe der bei Woodville gelegenen Newton's Creek Church ermordete am vorigen Samstag ein 17 jähriger Knabe, Namens Phil. Joiner, einen jungen Mann mit Namen Robert Nolin. Joiner trat an ihn heran, legte den Arm um seinen Nacken und erstach ihn dann. Nolin war ein stiller, harmloser Mensch. Sein Bruder hatte vor einiger Zeit einen Streit mit Joiner und es scheint, daß dieser ihn mit jenen Bruder verwechselte. Der Mörder ist noch nicht eingefangen.

☞ Die Vorsteherinnen des Vereins wohlthätiger Damen, die jetzt im Masonic Temple Kleidungsstücke für die abgebrannten Chicagoer anfertigen, zeigen an, daß sie armen Frauen Chicago's, welche hierherkommen und arbeiten wollen, Stellen und Arbeit verschaffen wollen.

☞ Allen Denen welche den morgenden Abend in höchst gemüthlicher Gesellschaft verleben und frohe Stunden bei Musik und Tanz genießen wollen, sei die Anzeige der Mrs. L. Akley zu besonderer Beachtung empfohlen.

☞ Das Wiener Damen-Orchester, welchem man als einer „noch nie dagewesenen" pikanten Novität von Seiten der musikalischen und noch mehr der feinen Welt entgegensah, traf leider in einer für sie höchst ungünstigen Zeit hier ein, in welcher die Gemüther von den Schreckensereignissen des großen Chicagoer Brandes und von dem Gedanken an die noch unübersehbaren Folgen jenes nationalen Mißgeschicks noch zu sehr erschüttert und eingenommen waren, um andern Empfindungen Raum zu geben und wo gar Viele noch allen „weltlichen Vergnügungen" widerstreben, auch dann, wenn dieselben mehr „himmlischer" als weltlicher Natur sind, wie bei denen, welche die holde Musica bietet, weil ja der Himmel, den diese uns erschließt, nicht von den Theologen, wenigstens nicht von den puritanischen, „approbirt und privilegirt" ist. Trotzdem war gestern Nachmittag und Abend und auch vorgestern die Weisiger-Halle sehr gut besucht, worauf unsere liebenswürdigen Landsmänninnen (denn wir rechnen unbedingt die Wiener, obgleich sie nebst den übrigen Deutsch-Oesterreichern vorläufig formell noch vom neuem deutschen Kaiserreiche ausgeschlossen sind, zu unsern Landsleuten) nicht wenig stolz sein dürfen.

Die Damen, einundzwanzig an der Zahl, alle jung und hübsch, größentheils Blondinen, boten in ihrem gleichförmigen Anzuge — die Dirigentin Frl. Josephine Weinlich in schwerem weißen Atlaskleide — einen reizenden Anblick. Sie bezauberten uns auf zweifache Weise, indem sie nicht nur unser Ohr, sondern auch unser Auge fesselten. Das Orchester besteht mit Ausnahme zweier Flöten, eines Piccolo, einer Harfe, eines Piano, einer Orgel und Pauken nur aus Streichinstrumenten und dienen das Piano und vornämlich die Orgel resp. das Harmonium zum Ausfüllen der durch den Mangel an Blasinstrumenten entstehenden Lücken. Die einem vollständigen Orchester innewohnende Tonfülle vermißt man daher mitunter und ist die Klangfärbung eine völlig verschiedene, wenn auch angenehm und liebliche und würde dieselbe noch weit effektvoller sein, wenn das Arrangement der Stücke für ein so geartetes Orchester mehr auf Effekt berechnet wäre.

Unter den Mitgliedern des Orchesters ragt Frl. Elise Weinlich als Cellistin am Meisten hervor. Dieselbe verdient den Namen Virtuosin, sie hat eine elegante Bogenführung und entlockt ihrem Instrumente einen so zarten und innigen Ton, wie man ihn selten zu hören bekommt. Namentlich ist bei ihr der auf der A-Seite weit klangvoller als bei den meisten Virtuosen; auch ihre technische Fertigkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Auch die Klavierspielerin Frl. Beyer und die Harmoniumspielerin Frl. Hinsch verdienen lobend hervorgehoben zu werden, wobei wir nicht zu bemerken unterlassen wollen, daß das prächtige Instrument, auf welchem Frl. Beyer spielte, ein von Hrn. P. D. Faulds geliefertes Steinway'scher Flügel war und daß zu den Concerten dieses Orchesters nie ein anderer Flügel benutzt wird.

Eine überaus werthvolle Acquisition für diese Damen-Concerte ist die zwölfjährige Anna Elzer, in Wirklichkeit ein Wunderkind, die mit einer schönen und volltönenden Mezzo-Sopranstimme eine vorzügliche Tonbildung und eine ausgezeichnete Vortragsweise verbindet. Wir dürfen dieser, von dem bekannten Musiklehrer Richard Mulder ausgebildeten jugendlichen Sängerin eine glänzende Zukunft prophezeihen. Auch in Hrn. Jacob Müller, dessen Lehrer gleichfalls Hr. Mulder ist, lernten wir einen zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Sänger mit einer kräftigen und sonoren Baritonstimme kennen.

Jede Nummer des Programms, welches in Märschen, Tänzen (und denen ein von der jugendlichen Directrice componirter Walzer „Alpenblumen" sehr gefiel), der Ouvertüre zum Tancred und einem Potpourri aus Trovatore, so wie aus einem Cellosolo und den Solovorträgen der kleinen Elzer und des Hrn. Müller bestand, erregte einen wahren Beifallssturm, der sich bei dem jedesmaligen Auftreten des Hrn. Müller und vor Allem des lieblichen Wunderkindes bis zur Raserei steigerte, namentlich als dasselbe nach mehren ihren merkwürdigen Stimmumfang und ihre ungewöhnliche Kunstfertigkeit verrathenden Vorträgen das deutsche Volkslied „Bäuerlein, Bäuerlein, Tack Tick Tack" als eines ihrer Da Capos mit unnachahmlicher Schelmerei sang.

Zeit und Raum verbieten uns eine ausführlichere Besprechung des Concert. Gestern Nachmittag gab das Damen-Orchester eine Matinee zum Besten der abgebrannten Chicagoer und am Abend das Schluß-Concert, in welchem wir die so sehr gerühmte Violinvirtuosin, Frl. Grüner, zu hören bekamen.

Wir bedauern, daß das Damen-Orchester uns schon so bald verlassen hat und hoffen daß es bald zu uns zurückkehren wird.

☞ Anna Elzer, dieses musikalische Wunderkind mit den kolossalen Stimmmitteln u. dem fabelhaften Stimmumfang, der ihr das hohe D und zugleich die tiefsten Töne des Alt zu singen ermöglicht, ist hier ein Gegenstand der Controverse zwischen verschiedenen „Alterthumskennern" geworden. Wir hörten Mehrere von denselben auf das Bestimmteste erklären, Anna Elzer müsse älter als dreizehn Jahre sein, denn es sei geradezu eine Unmöglichkeit, daß ein dreizehnjähriges Mädchen bereits eine solche Ausbildung ihrer Stimme besitze. Diese Zweifler werden jedoch durch einfaches Dokument geschlagen — durch den Taufschein von Anna Elzer, den ihr Lehrer, Herr Professor Richard Mulder, mit sich führt und aus dem sich ergibt, daß sie am 15. August 1858 in Frankfurt a. M. geboren, jetzt also dreizehn Jahre und zwei Monate alt. Herr Mulder ist fest überzeugt, daß sie unter seiner tüchtigen Leitung nach drei Jahren eine Celebrität ersten Ranges sein wird. Lachen mußten wir über das Urtheil eines „Kunstkritikers" eines hiesigen Blattes, welcher ganz kühl befürchtete, Anna Elzer sei „noch keine Sängerin" und habe von der Mozart'schen Arie, welche sie am ersten Concertabende sang, „keinen Begriff" (no conception.)

Wir möchten ihn selbst wohl fragen ob er einen richtigen Begriff von jener Arie hat. Jenes Urtheil lautet sehr „souverain" der Thatsache gegenüber, daß der Lehrer der Anna Elzer (welcher sie adoptirt hat), der Herr Ernst Mulder, einer der anerkannt gediegendsten Musiker Europa's ist, dem an theoretischen Kenntnissen und an künstlerischem Geschmack nur Wenige gleichkommen. Wir würden den Gründern der hier projektirten Musikakademie rathen, Herrn Mulder zu bewegen, die Unterweisung im Gesang zu übernehmen, die Akademie würde dann unstreitig den besten Gesanglehrer in ganz Amerika besitzen.

☞ Die Bürger Louisville's haben bis jetzt für die Nothleidenden in Chicago über $70,000 in Baar zusammengebracht in Kleidungsstücken, Bettzeug und Proviant im Werthe von $30,000 geliefert; die Stadt hat $50,000 bewilligt und von Logen und Vereinen sind wenigstens $25,000 theils in Baar, theils in nothwendigen Artikeln beigesteuert worden. Das macht bis jetzt zusammen die hübsche Summe von $175,000 aus.

☞ Der Großkanzler der Knights of Pythias in diesem Staate hat ein Gesuch erhalten, eine Loge des Ordens in Lexington zu organisiren.

Briefkasten.

Hrn A S—In dem Wettstreite der drei Junggesellen haben Sie den Sieg davon getragen, Ihre Lösung der physiognomischen Themas ist richtig. Den, wie er ist, werden wir Ihnen zur Zeit vorführen.

Hrn C T — Wir haben gesehen und glauben. Eine Curiosität, die einzig in ihrer Art ist. Sie soll mit Dank zurückfolgen.

Hrn G B M — Nicht nach dem neuesten Census. Darnach hat Indiana 4.400 farbige Stimmgeber. In der letzten Gouverneurswahl wurden über 341.000 Stimmen abgegeben.

Hrn J J—Von deutschen Feuerversicherungsgesellschaften ist unseres Wissens keine einzige durch den Brand in Chicago so sehr affizirt worden, daß sie ihre Zahlungen einzustellen genöthigt. Am Meisten leidet die Germania in New York. doch ist dieselbe im Stande, jeden Dollar zu bezahlen.

Hrn R B—Erhalten. Unsern Dank.

Hrn W B — In den Ver. St. bekennen sich eine halbe Million Bürger zum Orden der Freimaurer

Hrn J Tr — „Wie kommt es," fragen Sie, „daß so vielen Menschen, die für gewöhnliche Schallreize sehr empfindlich sind und ein gutes Gehör zeigen, doch für Musik wenig, ja manchmal trotz Uebung kein Gehör haben und bekommen? Dagegen kenne ich einen Knaben von 11 Jahren, der durch's Scharlachfieber in frühesten Kinderjahren bedeutend schwerhörig geworden ist, der aber ein musikalisches Gehör zeigt, das Bewunderung erweckt." Wir haben die seltsame und freilich sonderbar klingende Erfahrung gemacht, daß bei Menschen, an denen die äußeren Gehörgänge bei beiden Ohren eine ungleiche Bildung hatten, sodaß z. B. der eine Gehörgang groß der andere klein war, ein weniger feines Gehör für Musik sich zeigte; ebenso bestätigte sich auch ein ganz besonders musikalisches Gehör bei conformer Bildung. Es scheint, daß diese ungleiche Bildung auf das Gehör selbst keinen Einfluß hat, wohl aber auf das sogenannte musikalische Gehör, — denn wir kennen Menschen, deren äußere Gehörgänge in der Form wesentlich von einander unterschieden sind, die aber sehr empfindlich sind für die gewöhnlichen Schallreize, doch kein Gehör für Musik haben. Und diese Erscheinung könnte vielleicht den Schlüssel geben zu Ihrem Räthsel. Ob sie aber durchgängig sich bestätigt, können wir nicht unterscheiden. Vielleicht stehen einem unserer Leser langjährige Beobachtungen zur Seite und wird von dieser Anregung Veranlassung genommen, uns näher Mittheilungen zu machen.

Hrn J B., Indianapolis — Wir haben uns ausführlich in andern Ausgaben darüber ausgesprochen.—Wenn ein Drittheil einer Stadt abbrennt, sollten die übrigen zwei Drittheile die Unglücklichen sofort aufnehmen. In Chicago war natürlich keine Ordnung.

Hrn F A—Die Münze erhalten —sie soll nach gemachtem Gebrauche mit Dank zurückfolgen.

Hrn C Sch — Ihre Nachricht über das Wappen des Cantons Uri wollen wir, da sie Neues enthält, mittheilen: daß der Stierkopf hergeleitet werden soll von den Tauriskern, wie Guillimanus und andere ältere Historiker behaupten, ist sehr zu bezweifeln. Denn es ist ausgemacht, daß die Tauriker nicht in dieser Gegend, sondern in Steiermark gewohnt haben. Das Wort Uri kommt vom altdeutschen ur, nordisch uri, d. h. wild; so sagt noch ein Sprichwort im Canton Unterwalden: hat der Stollen (ein Berg) einen Bart, so geht im Land das Wetter ure (d. h. wild). Ferner heißt in der schweiz. Dialectologie ure der Stier, Zuchtstier, lat. urus. Durch die Wildheit der Gegend des C. Uri hat dieses Land den Namen und durch die gleiche Bedeutung des Namens mit Stier das Wappen erhalten. Der Ring hat keine weitere Bedeutung, indem in der frühern Zeit, wie ein Chronist erzählt, in jenen Gegenden allen Zuchtstieren solche Ringe angehängt wurden."

Hrn M C—Das englische Nationallied God save the King" hat den Dr. John Bull zum Urheber, der dasselbe componirte als nach der Entdeckung der Pulververschwörung König Jakob die Merchant Tailors Hall besuchen wollte.

Hrn A G — Kein Mensch ist von Eigenliebe frei, Niemand hört gern über seine Person etwas Unangenehmes und Jeder möchte die Fehler, die man rügt, entweder gar nicht an sich haben, oder doch wenigstens beschönigen. Deshalb verzichten wir auch darauf, von Personen, denen wir in unseren Beurtheilungen unangenehme Wahrheiten sagten, ein anerkennendes Wort zu vernehmen. Sie haben eine Ausnahme gemacht und glaubten uns, die Anerkennung schuldig zu sein, daß wir durchaus wahr gesprochen.—Ihre Auflösung richtig. Das Uebrige, wenn es die Umstände zulassen.

B M — Ihr Wunsch wegen Aufnahme von Räthseln, Rebusse ist „ad notam" genommen. Kommen noch von anderer Seite ähnliche Wünsche, so wollen wir denselben entsprechen.

Hrn C B—Ihr Wunsch soll berücksichtigt werden, doch—wenn die Reihe an Sie kommt.

Omnibus.

Der Unterhaltung und dem Humor gewidmet

Herausgeber: Wilhelm Krippenstapel.

Sonntag, 15. October 1871.

Eine texanische Geschichte.

Novelle von A. Donai.

Seid Ihr Mr. Wolf? fragte ein Mann von jugendlichem Aussehen, stark sonnenverbrannt und bewaffnet, indem er an die Fenz einer offenbar deutschen Farm herantritt, einen Mann in den Mitteljahren mit unverkennbar deutschen Gesichtszügen, der an die Fenz sich lehnte und dem Ankommenden entgegenblickte.

Der Deutsche bejahte die Frage und öffnete die Thür, während der Amerikaner vom Pferde stieg. Wie sich der Letztere jetzt zeigte, war er ein hochgewachsener, wohlgebildeter Mann, mit intelligentem Ausdruck des Gesichts, in welchem zugleich ein Zug von tiefem Kummer, von gespannter Erwartung und Neugier bemerkbar wurde. Er musterte den Deutschen aufmerksam und mit einer Miene, als hänge von dem Ergebniß dieser Untersuchung für ihn sehr viel ab. Dann—als hättte er Vertrauen zu ihm gefaßt—streckte er ihm die Hand zum Gruße entgegen, welche der Deutsche zögernd nahm, und sagte:

Laß uns ins Haus gehen. Ich habe Euch etwas Wichtiges mitzutheilen.

Bevor der Deutsche ihn hineinführte, rief er einem anderen Bewohner der Farm zu, welcher soeben aus dem Kornfelde kam, er möge des Fremden Pferd besorgen, und fragte den Fremden um seinen Namen.

Banks heiße ich, sagte dieser, indem er sich auf einem jener mit Rohhaut überzogenen Stühle niederließ, welche der Farmer des Südens und Westens sich selbst bereitet, und deren der Deutsche zwei auf die Veranda herausgeholt hatte. Ich komme, um Euch aufzufordern, daß Ihr mich auf einem Zuge ins Gebiet der nördlichen Comanchen als Führer und Kundschafter begleitet. Euer Ruf als Hinterwäldner und Grenzjäger lockt mich hierher. Die Indianer-Agenten und alle Welt hier im Westen sagen, daß Ihr ein alter Ranger und der beste aller Führer auf gefährlichen Zügen durch Indianergebiet seid.

Sehen wir uns jetzt den Deutschen darauf an, wie diese schmeichelhafte Anrede auf ihn wirkte. Er war von mittlerer Größe, stark gebaut, und in Leggins gekleidet, wie viele Hinterwäldner, indem seinen Oberleib nichts als ein blau- und weißgestreiftes sogenanntes Hickoryhemd, über eine weiße Flanelljacke getragen, bedeckte. Ein Filzhut war über eine Fülle von blondem, vernachlässigten Haare gedrückt, das mit einem braunen vollen Barte das Gesicht so sehr einrahmte, daß davon sehr wenig zu sehen war. Ein kühnes glänzendes Auge und eine frische, wenn auch sehr gebräunte Hautfarbe ließen ihn jünger erscheinen, als er war; die Lippen waren scharf geschnitten und verriethen Entschlossenheit; eine ziemlich gefurchte hohe Stirn, buschige Augenbrauen und Wimpern und der Ausdruck der Partie um Augen und Nase verriethen Mißtrauen und Vorsicht bei vieler Gutmüthigkeit. Die Schmeichelei des Amerikaners, wenn es eine solche sein sollte, bewegte nicht einen einzigen Gesichtsmuskel bei ihm; er schien eher durch solch ein Lob mißtrauisch zu werden und mit vollkommener Gleichgültigkeit, im Ton antwortete er:

Was ist Euer Anliegen?

Habt Ihr nicht die Geschichte der Mrs. Hudson gehört?—Sie ist meine Schwester und ich suche sie im Gebiete der nördlichen Comachen, denen sie entflohen ist, antwortete der Amerikaner mit einem Seufzer.

Ich habe sie nicht gehört. Seit drei Tagen erst bin ich von einem Zuge nach der Grenze zurückgekehrt. Ich habe lange nicht in den Settlements gelebt und keine Zeitung zu lesen bekommen. Erzähle mir doch die Geschichte.

Es war, begann jener zu erzählen, im Frühjahr dieses Jahres, daß wir: meine Schwester mit ihrem jungen Gatten, unlängst erst verheirathet, ich und ein jüngerer Bruder von 11 Jahren, von Grimes County, wo wir gefarmt hatten, nach Californien aufbrachen. In San Antonio, wohin wir uns auf einem Umwege begeben hatten, um Begleiter für den gefährlichen Weg zu finden, schlossen wir uns an die Post-Karavane an, welche eben nach El Paso aufbrach, und gelangten unter deren Schutze unangefochten bis nach letzterem Platze. Hier konnten wir keine Reisegefährten durch Sonora bis an die Gränze Californiens finden, hörten aber zugleich, daß die Apachen diese Straße neuerdings sehr unsicher gemacht und einen oder zwei Auswandererzüge angefallen und theilweise vernichtet hätten. Unter solchen Umständen warteten wir wochenlang, daß Karavanen eintreffen sollten, denen wir uns anschließen könnten; aber es kamen keine und das theure Leben in El Paso hatte unsere Mittel bald soweit erschöpft, daß wir nicht länger warten konnten, sondern uns am Ende sogar zum Rückwege nach Texas entschließen mußten. Ein Zug Merikaner ging eben nach San Antonio ab, um Fracht zu holen und ihnen schlossen wir uns an. Wir hatten die Hälfte des Weges zurückgelegt, oder wenigstens den Pocos überschritten, als eines Abends ein Trupp Comanchen uns in einem Engpasse überfiel. Sie brachen aus einer Schlucht hervor, welche zwischen den ungeheuren Felswänden eingesprengt war, die zu beiden Seiten den Weg einfaßten, und stiegen gerade auf den Wagen unseres Schwagers Hudson—den einzigen, den es zu berauben lohnte. Ich war zufällig abwesend beim Vortrabe, um den Leuten wegen der Sorglosigkeit, womit sie diesen gefährlichen Paß durchschritten, Vorstellungen zu machen und sie zu bitten, daß einige Bewaffnete den Nachtrab verstärken möchten, bei welchem wir uns befanden. Eben als ich zwei oder drei der am schlechtesten Berittenen und Bewaffneten zum Gehen mit mir beredet hatte, kam der Schreckensruf uns von hinten her entgegen, daß Indianer erschienen seien. Wir sprengten, so schnell es unsere Pferde und die von den Wagen blockirte enge Straße gestatten wollten, nach dem Nachtrabe, kamen aber nur noch zurecht, um meinen Schwager und einen merikanischen Fuhrmann in ihrem Blute seinen Wagen beraubt und meine Schwester und meinen jüngeren Bruder als Gefangene fortgeschleppt zu sehen. Eben als wir eintrafen, bog der letzte Indianer, der meinen Bruder vor sich auf dem Pferde hatte, weit oben in der engen Felsenschlucht um einen Vorsprung und verschwand.

Ich war rasend vor Wuth und Unwillen, und der eilige Schuß, den ich dem Indianer nachsandte, fehlte daher. Auf und folgt mir! rief ich den beiden mitgebrachten Merikanern und noch fünf bis sechs andern zu, welche zum Nachtrabe gehörten und bei dem Ueberfalle sich hinter ihre Wagen verkrochen hatten. Wir können die Schurken noch einholen und züchtigen und die Meinigen befreien. Sie schüttelten die Köpfe, meinten, das Ding sei viel schwieriger, als ich dächte, und beeilten sich zur Weiterreise, um aus dem Engpasse herauszukommen. Ich bat, ich flehte, ich fiel nieder zu ihren Füßen, ich versprach ihnen die Hälfte meines ganzen Vermögens, ich schalt sie Feiglinge — Alles umsonst. Caramba, rief einer der Fuhrleute, welcher zugleich ihr Führer war, was meint Ihr? Die Indianer haben alle Vortheile des Terrains, der Waffen und der Zahl über uns, und Alles, was wir hier noch ausrichten können, ist, das wir unsere Zugochsen verlieren, die ihnen zu mager geschienen haben, um deswegen mit uns anzubinden, die sie aber für fett genug halten werden, wenn sie uns erst in einen ihrer Cannons hineingelockt haben werden, wo wir trotz aller Gegenwehr verloren sind. Darauf kommandirte er zum Aufbruch, sah und fühlte noch einmal die Leichnam der beiden Gemordeten an, um sich zu überzeugen, daß alles Leben aus ihnen gewichen sei und sprengte mit den Worten davon: Ihr Leute, nehmt die beiden Todten mit, damit wir sie am ersten sichern Platze christlich begraben können!

Der Zug entfernte sich rasch und ich blieb, in Schmerz und Verzweiflung versunken, stehen. Da trugen sie meinen Schwager hin und warfen ihn wie ein Scheit Holz auf eine der Kareten, ihn, der noch vor einer Viertelstunde voll von Lebenslust und Lebenskraft war und in allen Widerwärtigkeiten immer durch seine heitere Laune unseren Muth aufrecht erhalten hatte—und dort oben, wenige Hundert Schritte von mir, führten Kannibalen seine Wittwe, meine zärtlich geliebte, feingebildete, für den Parlor und nicht für das Camp erzogene Schwester und meinen einzigen Bruder hinweg—fort auf Nimmerwiedersehen—zu einem Schicksale, gegen welches der Tod beneidenswerth ist—und ich stand hier allein und hülflos, nicht einmal der Rache, und wäre es noch so geringe, fähig. Es unterlag bei mir keinem Zweifel, was ich thun sollte: das Leben ohne Geschwister—die Eltern habe ich längst verloren—hatte keinen Reiz für mich; entweder sie retten mußte ich, oder im Versuche dazu untergehen. Aber wie sie retten? Blinde Rachsucht, das hatte ich schon aus den Worten des Merikaners gelernt, konnte mich nur ins Verderben führen, ohne meinen Geschwistern zu nützen; wenn ich sie retten wollte, mußte ich mit dem kältesten Blute zu Werke gehen.

Indem ich noch so überlegte, trat einer der Fuhrleute, wohlberitten und mit einer alten Muskete bewaffnet, vor mich hin und sagte: Ihr dauert mich; ich will Euch beistehen, Senor, Eure Geschwister zu suchen und zu befreien, wenn's möglich ist. Ihrer Zwei haben wir dazu mehr Aussicht, als in größerer Anzahl, weil wir's überhaupt nur durch List in's Werk setzen können. Aber laßt Eurer Wuth nicht den Zügel schießen; seid kalt wie Eis und vorsichtig wie ein Fuchs.

Ich umarmte den braven Mann; er aber wehrte es ab und sagte: Meint nicht, daß ich es bloß aus Nächstenliebe thue; der erschlagene Fuhrmann ist ein guter Freund von mir gewesen und wir haben einander geschworen, daß der Ueberlebende des Andern Tod rächen solle, wenn es ein gewaltsamer wäre. Ich bin also auch ein wenig eigennützig. Aber jetzt gebt Acht. Nehmt mein Pferd am Zügel und das Eurige ebenfalls. Ich werde die Schlucht hinaufkriechen bis zu jenem Vorsprung, der uns die Wilden birgt. Ihr bleibt im Anschlage liegen, damit nicht etwa ein lauernder Wilder von einer überhängenden Klippe herab unbemerkt auf mich feuern könne. Da und da—er deutete mit dem Finger—könnte einer verborgen sein. Wenn ich Euch winke, kommt Ihr leise nach mit den Pferden.

Auf allen Vieren und kaum hörbar kletterte er dicht an der einen Felsenwand die Schlucht hinauf bis an den erwähnten Vorsprung. Ich konnte keinen lauernden Wilden entdecken, obwohl ich scharfe Augen habe. Bald winkte er mich mit ungestümen Geberden ihm nach, und ich eilte hinauf zu ihm. Da seht selbst um die Ecke! sagte er.

Ich streckte den Kopf bis an die Augen um den Felsvorsprung und erblickte in einer langen geradlinigen Verlängerung der Schlucht, welche rasch bergan stieg, ungefähr eine Meile von mir, mehr als zwanzig berittene Rothhäute, deren Pferde mit bewunderswerther Sicherheit einen schmalen Felsenpfad hoch oben an der einen Felsenwand im Gänsemarsch erklimmten, während einige andere auf der Sohle der Schlucht fortgingen und eben bei einem sogenannten Cannon—einem Tunnel ähnlichen, von der Natur zu einem Bachbett ausgebildeten, dunkeln Felsengewölbe angekommen waren, in welches sie jetzt verschwanden. Die Letzteren gingen zu Fuß und hatten meine Schwester und meinen Bruder nebst den Bündel zusammengerafften Raubes bei sich, die sie von unserem Wagen genommen hatten. Die Ersteren verschwanden bald darauf ebenfalls auf der obersten Felsenkante, die sie erreicht hatten.

Die Sache steht so, sagte mein Begleiter. Sie werden in den Cannon Halt machen, vielleicht gar übernachten und sie rechnen durchaus nicht auf einen Ueberfall von uns. Sie haben auf irgend einem Felsengipfel in der Nähe der Straße eine Wache stehen, welche sie durch ein Signal benachrichtigt hat, daß unsere Karavane, ohne an Verfolgung zu denken, eilig weitergezogen ist. Wenn diese Wache, wie ich glaube, uns nicht hat zurückbleiben sehen, so können wir sie vielleicht überraschen. Die eine Abtheilung von ihnen hat die Pferde auf das Plateau hinauf zur Weide geführt, die andere das Nachtlager im Cannon vorzubereiten und die Gefangenen und Beute zu bewachen bekommen. Wir müssen jetzt zunächst auf zweierlei Acht geben, ehe wir weiter gehen: daß der Wächter, wenn er seinen Posten verläßt und zu den Seinigen zurückkehrt, uns nicht hier bemerkt und verräth—und das will ich übernehmen—und ob die Reiter vom Plateau auf demselben Wege zurückkehren in den Cannon, auf dem sie hinaufgegangen sind, oder nicht—mit anderen Worten: ob es bloß einen oder zwei Wege in den Cannon giebt—und das müßt Ihr beobachten. Da, haltet mein Pferd!

Ich mußte dem klugen Manne in seinen Schlußfolgungen Recht geben und seine Erfahrenheit bewundern. Ich wollte noch einige Fragen an ihn stellen, aber er hatte bereits den Felsen zu erklimmen begonnen, an dessen Fuße wir lagen, und zog und schob sich an kleinen Vorsprüngen, Vertiefungen und Falten der fast senkrechten Wand vorsichtig und gewandt in die Höhe. Ich beobachtete die gegenüberliegende Felswand, ob nicht etwa dort ein Wilder versteckt sei, der ihm gefährlich werden konnte. Einmal kam es mir vor, als ob ein Dorngebüsch hoch oben auf einer Felsenzacke sich verdächtig bewege, aber ich konnte nichts weiter entdecken, zumal ich meine Aufmerksamkeit theilen und zeitweilig auch den Cannon und seine Umgebung beobachten mußte. Eine Viertelstunde, die mir zur Ewigkeit wurde, mochte vergangen sein, und das Herz fing mir vor Ungeduld und Ungewißheit an zu klopfen, als ich einen unterdrückten Pfiff hörte, der über meinem Haupte sich vernehmen ließ, also offenbar von dem Merikaner herkam, den ich nicht mehr sehen konnte. Statt dessen bemerkte ich beim Umblicke auf der gegenüberliegenden Felsenwand zwei Wilde, die ihre Waffen in Anschlag hatten, der eine einen Bogen, der andere ein Feuergewehr. Die Richtung, in der sie zielten, konnte nur die meines Begleiters sein. Da galt es, mich schnell zu fassen—ich riß meine Büchse auf und legte auf den Wilden mit dem Feuergewehre an. Aber in demselben Augenblicke, als meine Büchse krachte, donnerten noch zwei andere Schüsse—und ein prachtvolles Echo vervielfältigte sie. Und wieder einen Augenblick später und ehe ich durch den Pulverdampf meines eigenes Schusses erkennen konnte, ob ich getroffen hatte und meine beiden aufscheuenden Pferde beruhigen konnte, stürzten zwei menschliche Gestalten von den Felsenwänden herab, beide von losem Gestein begleitet, das ihnen nachpolterte und mir um den Kopf herumflog. Es war mein unglücklicher Freund, der Merikaner, der mitten aus der Brust blutete und gräßlich vom Sturze zerschmettert war und der Indianer mit dem Schießgewehr, der in den letzten Zuckungen lag. Ich war einen Augenblick wie betäubt durch die grauenhafte Scene und fahd nur eben noch Besinnung genug, die beiden sich bäumenden Pferde zu halten; da schwirrte ein Pfeil herab und ich fühlte seine Spitze in meiner linken Schulter, während ich den zweiten Indianer laut abgellen hörte. Zugleich hatte der Donner der Schüsse den Feind im Cannon auf die Beine gebracht und ich hörte sein eiliges Herankommen. Hier blieb nichts übrig als schleunige Flucht. Ich warf mich auf mein gutes Pferd, das meines Begleiters loslassend, welches entsetzt die Schlucht hinabgallopirte und versuchte, indem ich davonsprengte, den Pfeil aus meiner Schulter zu ziehen. Das hatte seine Schwierigkeit und ich litt heftige Schmerzen, bis ich den Wagenzug der Merikaner erreichte, die ihn mir herauszogen und meine Wunde verbanden. Hier ist der Pfeil—sagte Banks, indem er ihn hervorzog und dem Deutschen reichte. Ihr seht, daß die Spitze sich in meiner Schulter krumm gebogen hat.

Es ist ein Comanchen-Pfeil, sagte Wolf. Ich wollte anfänglich nicht glauben, daß es Comanches waren, die Euch angehalten haben; der Ort, wo es geschehen, ließ mich auf Apaches schließen.

O, daran ist kein Zweifel, fuhr Banks fort, die Merikaner hatten das im Augenblick festgestellt, und ich weiß es, wie Ihr gleich hören werdet, aus der besten Quelle. Als wir Abends ins Camp kamen, gruben die Merikaner ein Grab und legten die Leichname hinein. Ich will nicht versuchen, Euch meine Gefühle zu beschreiben, als ich meinen Schwager der Erde überantworten sah und zugleich an die schreckliche Lage meiner Geschwister dachte, deren Loos durch meinen verunglückten Befreiungsversuch nur noch verschlimmert sein konnte. Denn Sie wissen ja, daß die Indianer ihre Gefangenen dann am meisten zu martern pflegen, wenn sie beim Kampfe einen oder mehrere der Ihrigen verloren haben. Ich war trostlos und wünschte mir den Tod—eine Stimmung, die durch die fortdauernden Schmerzen meiner Wunde gesteigert wurde. Ich erhielt meine geistige Spannkraft erst dann wieder, als wir uns, etwa zwei Wochen später, den Ansiedelungen näherten, und Unterredungen mit verschiedenen sachverständigen Personen mich überzeugten, daß ich für meine Geschwister noch etwas thun könnte, wenn ich mich an die Staatsbehörden von Texas und an die Indianer-Agentur wendete. Ich schrieb sofort eine Bittschaft an den Gouverneur und die Legislatur von Texas—die Letztere war eben im Begriffe sich zu versammeln—, daß sie eine Summe als Lösegeld für meine Geschwister verwilligen, sowie die Unterhandlung wegen ihrer Freilassung mit den Comanches von Staatswegen betreiben möchten. Ohne aber die Entschlüsse der Legislatur abzuwarten, welche Monate kosten konnten, eilte ich zum Indianer-Agenten, den ich nach zweiwöchentlicher Hin- und Herreisen endlich antraf, und bewog ihn, mit mir eine Reise zu den nördlichen Comanches zu machen, um sie durch Versprechungen oder Drohungen zur Herausgabe der Gefangenen zu bestimmen.

Ihr gehört gewiß nicht zur Sklavenhalter-Aristokratie, fiel hier Wolf ein, sonst würdet Ihr nicht solange haben bitten müssen, daß er seine Schuldigkeit that.

Allerdings nicht, auch hatt' ich keine Empfehlungsschreiben von leitenden Partei-Häuptern. Indeß machten die Zeitungen Lärm, und er konnte nicht umhin, der öffentlichen Stimme zu willfahren, die das Einschreiten der Bundesbehörde dringend verlangte. Wir brachen auf nach dem Gebiet der nördlichen Comachen. Nach einer tödtlich langweiligen Fahrt kamen wir in Fort Belknap an und nahmen einige Soldaten Bedeckung mit. Als wir im Lager der Wilden eintrafen, fanden wir den Haupttheil der Krieger des Stammes abwesend auf einem Raubzuge nach Merico, wie sie zu verstehen gaben, und meine Geschwister waren nirgends zu sehen. Der Agent gab ihnen zu bedenken, welchen Gefahren sie sich aussetzen würden und welch' bedeutendes Lösegeld sie einbüßen müßten, wenn sie die Gefangenen und den Raub nicht zur Stelle schaffen sollten. Nach dreitägigen Unterhandlungen mit den Häuptern des Stammes bewogen wir sie, Boten nach der Streifpartie auszuschicken, die uns überfallen hatte. Volle neun Tage vergingen, ehe die Boten zurückkamen und meldeten, daß die Streifpartei morgen mit einem der Gefangenen—der Beschreibung nach meinem Bruder—eintreffen würde; die junge Frau sei entflohen und trotz aller Verfolgungungen nicht wieder aufzufinden gewesen. Mehr war aus den Boten nicht herauszubringen, und mit aller meiner tödtlichen Ungeduld und Angst im Herzen mußte ich die Zurückkunft der Räuber abwarten. Endlich, endlich kamen sie, einige Dreißig stark angezogen, mit Beute überladen, unter scheußlichem Triumphgeheul und mit vielen Skalpen, unter denen ich auch den meines armen Schwagers erkannte, und mit bunter Bemalung geschmückt—ein Aufzug, der mir das Herz zerriß und dessen gräßlicher Eindruck nie aus meinem Gedächtnisse schwinden wird. Meinen armen Bruder sah ich zu Fuße zwischen ihren Pferden, an einem langen ledergeflochtenen Stricke um den Hals fortgeschleift, mit schwerem Gepäck beladen, unter dem er keuchend einherschritt, sich selbst nicht mehr ähnlich vor Hunger, Mattigkeit und Mißhandlungen, die er erduldet hatte. Wer weiß, ob ich ihn erkannt hätte, wenn ich ihn nicht hier zu finden erwartet hätte. Er erkannte mich nicht—seine Augen waren fast gänzlich zugeschwollen; nur meine Stimme, als ich ihm schon von Weitem zurief, schien er zu erkennen. Aber als ich auf ihn zueilte, um den lange Entbehrten in meine zitternden Arme zu schließen, ward ich zurückgestoßen, und zehn Pfeile waren auf mich angelegt. Ich mußte meine Ungeduld bändigen, bis die Wilden ihre kriegerischen Triumph- und Bewillkommnungs-Ceremonien durchgemacht hatten, und ein Council der Häuptlinge und Krieger versammelt war, vor welches wir berufen wurden. Nach mehrstündigen Verhandlungen wurde mir mein Bruder gegen ein Lösegeld von vierzig Dollars überliefert. Er wankte auf mich zu und stürzte fast leblos in meine Arme mit dem Ausrufe: „Ach, unsere arme, arme Schwester!

Ich hätte gern sofort mehr aus ihm herausgebracht über ihr Schicksal, aber er vermochte nicht zu sprechen. Ich trug ihn in unsern Wagen und pflegte ihn, bis er sich etwas erholt hatte. Dann kam der Agent zu mir und theilte mir mit, daß die Wilden standhaft dabei blieben, sie hätten meine Schwester mit sich gebracht bis ungefähr den halben Weg zwischen dem Pecos und dem Comancheslager; dann sei sie eines Nachts auf unerklärliche Weise entflohen. Man habe ihr überall nachgespürt, ohne sie wiederzufinden, und sie müsse entweder von wilden Thieren zerrissen, oder in der schrecklichen Wüste umgekommen sein, in welcher sie damals sich befanden. Auf nähere Fragen, die ich durch den Agenten an die Räuber richten ließ, erfuhr ich noch, daß sie gänzlich unbekleidet gewesen sei und hoch schwanger, als sie entfloh, und daß sie kaum Kräfte genug gehabt haben könne, um irgend eine menschliche Wohnung—die nächste 300 Meilen entfernt, zu erreichen. Die Nachricht, an deren Wahrheit wir nicht zweifeln konnten, weil der Agent den Wilden ein viel zu bedeutendes Lösegeld geboten hatte, als daß sie sie nicht im Falle der Möglichkeit hätten herbeischaffen sollen, ließ so wenig Hoffnung übrig, sie je wieder zu finden, daß jeder andere den Muth verloren hätte. Mir sank er nicht, im Gegentheil—mein Eifer sie zu suchen, es koste was es wolle, wuchs. Sie hatte zu viel erdulden müssen, als daß sie nicht verdient hätte, daß ich Alles, Alles für sie thun sollte. Ich kannte meine Schwester viel zu gut, ich wußte, was für eine Energie des Charakters, was für ein Heldenmuth der Seele in dieser anscheinend schwächlichen Gestalt gewohnt hatte; auch mußte ich mir sagen, daß sie bei ihren Kenntnissen, ihrer Belesenheit und Bildung viele Hülfsmittel in sich selbst finden konnte, um auch in einer scheinbar hoffnungslosen Lage sich fortzubringen. Daß so viel Adel der Seele und Liebenswürdigkeit verloren sein sollte, schien mir unmöglich. Sie würde nicht geflohen sein, zumal da sie ihren Bruder dahinten lassen mußte, wenn sie keine, wenigstens entfernten, Aussichten auf Rettung gehabt hätte. Die Indianer würden auch, dachte ich, im Suchen nach der Geflohenen nicht sehr sorgfältig zu Werke gegangen sein, da sie aus ihrem schwächlichen Körper keine weiteren Dienste hätten auspressen können; vielleicht hatten sie ihr sogar den Weg zur Flucht offen gelassen, um sie auf diese Art loszuwerden. Ich theile dem Agenten meine Vermuthungen mit und ließ durch ihn die Indianer fragen, wieviel sie verlangen würden für eine erneuerte Nachforschung nach der Verlorenen, und wie viel Lösegeld, wenn sie sie lebendig retten würden. Sie antworteten, sie würden nicht nach ihr ausziehen, und alle weiteren Unterhandlungen mit ihnen zu diesem Zwecke erwiesen sich fruchtlos—sie gaben nicht einmal ihre Gründe für solche Weigerung an. Ich fürchte, sagte der Agent, sie haben sie gemordet, als sie nicht weiter fortkonnte; aber sie leugnen es schlechterdings.

Ich erwiderte nichts, sondern wartete, bis mein Bruder sich weit genug erholt hatte, um meine Fragen nach ihr zu beantworten. Er hatte es weder selbst gesehen, noch glaubte er, daß die Indianer sie ermordet hätten. Gewöhnlich hätte man sie von ihm entfernt gehalten, so daß sie nicht mit einander sprechen konnten; nur einmal wäre es ihr möglich geworden, ihm zuzurufen, sie würde die erste Gelegenheit zur Flucht benutzen—sie habe Mutterpflichten zu erfüllen, und er möge sie begleiten. Dies war drei Wochen vor ihrer Flucht, und seitdem habe er nie mehr in ihre Nähe kommen können. Seine Schilderung von den Mißhandlungen, denen man sie beide unterworfen hatte, war herzzerreißend. Mehrere Male hatten sie den Tod erwartet, zumal am Abend nach dem Ueberfalle, dem ersten ihrer Gefangenschaft, wo man ihn mit glühenden Eisen auf mehreren Stellen des Körpers gesengt hätte. Im

Ganzen aber sei die Schwester etwas besser behandelt worden.

Und Ihr glaubt, begann hier Wolf, daß sie nach Allen dem wirklich noch lebt, und wollt, daß ich sie Euch aufsuchen helfe? Der Ton, in dem er Dieses sagte, war nicht gerade gefühllos, aber voll Zweifels und wirkte sichtlich erschütternd auf den jungen Mann.

Ich glaube es, sagte er nach einer Pause, indem er die Hände faltete, als verzweifelte er beinahe selbst. Wenn Ihr mir den letzten Muth nehmt, wie soll ich mich noch aufrecht erhalten? Der junge Mann war, wie er zusammengesunken dasaß, wirklich ein rührendes Bild, und Wolf fuhr deshalb in milderem Tone fort:

Einmal angenommen, daß sie wirklich Ungewöhnliches zu ertragen und zu leisten im Stande war, daß sie nicht von den Indianern gemordet wurde, und daß sie bis jetzt leben konnte—was Alles sehr unwahrscheinlich ist—wo soll man sie suchen, wenn die Rothhäute verzweifelten, sie zu finden? Welchen Weg hat sie eingeschlagen? Müßte man nicht allwissend sein, um das herauszubekommen?

Darüber lasset uns nachher reden, fiel der Jüngling ein. Die Gesetzgebung hat der Volksstimme nachgebend, die beträchtliche Summe von $5000 verwilligt als Belohnung für Den, der sie rettet, sowie als Lösegeld und zu ihrer Unterstützung, im Falle sie gerettet wird. Ich kenne nun meine Schwester zu gut, um nicht zu wissen, daß sie nie eine Unterstützung annehmen wird, solange sie und ich arbeitsfähig sind. Außerdem habe ich ein Sümmchen gerettet, das ihren Unterhalt deckt. Das etwaige Lösegeld, wenn sie wieder in indianische Gefangenschaft gefallen sein sollte, kann nur eine Kleinigkeit betragen. Die ganze Summe von $5000 bleibt also ungeschmälert als Belohnung für den kühnen Mann, der ihre Rettung übernimmt.

Glauben Sie nicht, erwiederte der Deutsche, daß irgend eine Summe Geldes im Stande wäre, mich zu etwas zu bewegen, wozu mich mein Herz und meine Vernunft nicht bestimmen können. Wenn ich mit Ihnen suchen ginge—aber ich kann nicht—so würde daran das Interesse schuld sein, daß Sie mir an Ihrer unglücklichen Schwester einzuflösen gewußt haben.

O, saget nicht das! rief Banks im flehenden Tone. Ihr seid meine letzte Hoffnung.

Ich wundere mich, daß Ihr das glaubt. Es giebt unstreitig viel bessere Hinterwäldler im Lande als ich bin. Da habt Ihr erstlich die Lipan-Indianer, die so zu sagen in dem Dienste des Governements stehen und zu allen Aufträgen gegen die Comachen, ihre Todfeinde, denen sie an Tapferkeit und Kriegertugend weit überlegen sind, recht gut gebraucht werden können; sie sind außerdem stammverwandt mit den Apachen und können bei diesen für vorliegenden Zweck Schutz und Hülfe finden. Für eintausend Dollars könnt Ihr den ganzen Stamm der Lipans zwei Monate lang in Dienst nehmen—es sind vierhundert Krieger—und soviel braucht Ihr, wenn Ihr alles Gebiet zwischen dem Pecos und Colorado absuchen lassen wollt.

Irgend etwas, erwiederte Banks, ist zerbrochen in der Governements-Maschinerie, daß die Lipans hier nicht verwendbar sind. Die Indianer-Agenten erklärten sich gegen diesen Plan, als ich ihn auf den Rath einiger sachverständigen Männer vorschlug. Ein Lipan-Chef, mit dem ich vorgestern noch selbst sprach, sagte mir durch den Dolmetscher etwa das Folgende: Wenn meine jungen Männer das Weib nun nicht finden, so bekommen sie keine Belohnung, oder wenig; folglich werden sie sich keine große Mühe geben, denn es ist kaum zu glauben, daß wir sie finden.

Und sachverständige Männer versicherten mir, daß man sich nicht auf ein gewissenhaftes Suchen der Indianer Rechnung machen könne, wenn die Sache halbweg weitläufig sei; "das Geld würden sie natürlich im Voraus verlangen, sonst gingen sie nicht; und wenn sie es einmal hätten, so würden sie sich irgendwo auf die Bärenhaut legen und dann nach Ablauf einiger Zeit mit erfundenen Geschichten zurückkehren, was sie Alles gethan, und wo sie Alles gesucht hätten. Der indianische Charakter sei nicht zuverlässig genug.

Das ist wohl bis zu einer gewissen Grenze wahr; aber nur, weil sie so oft von den Weißen, besonders den Indianer-Agenten betrogen worden sind. Ich glaube beinahe selbst, daß die Lipans in diesem Falle unbrauchbar sind, aber blos weil die Unternehmung zu weitaussehend sind. Man kann an 2000 Meilen zu reiten und zu suchen haben, ehe man Ihre Schwester oder ihre Ueberbleibsel findet. Aber da sind ja die Besatzungen in den Forts der Vereinigten Staaten an der El Paso-Straße und am Colorado. Jedes Fort ist gewöhnlich mit einem mexikanischen Wegweiser versehen, und diese Mexikaner sind fast so gute „Trailer" als die Indianer selber, und mindestens bessere als ich. Drei oder vier solche Partien aus den Forts, mit einem Trailer an der Spitze, können ungleich mehr für ihren Zweck thun als ich.

Ich habe bereits, entgegnete der junge Mann traurig, an die Comandanten sämmtlicher Forts geschrieben. Ich habe ihnen Beschreibungen des Ueberfalls und seiner Oertlichkeit, Zeitungsausschnitte, welche die öffentliche Stimmung, was in dieser Sache gethan werden sollte, und die Verwilligung der Legislatur enthielten, und die dringende Bitte überschickt, daß sie nach meiner Schwester suchen sollten. Von keinem einzigen habe ich bis jetzt Antwort erhalten. Mehrere dieser Commandanten habe ich bereits selbst auf meinem Rückwege von dem Orte des Ueberfalls und auf meiner Reise mit dem Indianer-Agenten persönlich gesprochen, und sie entschuldigen sich alle entweder mit der geringen Stärke ihrer Mannschaften, welche kaum ausreichen, die Forts und deren nächste Umgebung zu beschützen, oder mit der Schwierigkeit, ihre Pferde und Mannschaften auf weitere Züge zu verproviantiren, oder mit dem Mangel an speciellen Instruktionen aus dem Hauptquartier. Auch an das Hauptquartier habe ich geschrieben; aber einzelne Officiere versicherten mir im Vertrauen, die Unfähigkeit des commandirenden Generals sei so groß, daß er gar nicht im Stande sei, die zu einer so schwierigen Nachforschung nöthigen Anordnungen zu treffen.

Ja, eines von Beiden ist wirklich der Fall, versicherte Wolf. Der General ist entweder der kläglichste Stümper in seinem Fache, oder ein Mann ohne alles Interesse für die unglücklichen Grenzansiedler und Reisenden, die unter den Indianer-Anfällen so schwer leiden. Ich getraue mich, mit einem Viertel der ihm zu Gebote stehenden Mannschaften und Geldmittel Texas vor Indianern so sicher zu machen, wie etwa der Staat Ohio ist—und ich bin kein Militär von Profession. Denken Sie nur, daß ich und einige andere deutsche Hinderwäldler, welche als regelmäßige Bedeckung die El Paso Post begleiten, sehr selten nur von Indianer-Anfällen zu leiden gehabt haben, obschon wir selten mehr als sieben Bewaffnete waren. Und so oft sie uns noch anfielen, jedesmal haben wir sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt und nie einen Mann verloren. Ich habe das Handwerk neuerdings aufgegeben, um mich als Farmer seßhaft zu machen und weil ich in die Vierziger trete, also der Ruhe bedarf.

Es bleibt mir gar Niemand übrig, als Ihr, lieber Freund, sagte Banks mit einem bittenden Ausdruck in Ton und Geberden, der wirklich rühren mußte. Ach, wenn Ihr eine Schwester hättet, wie die meinige und die ein so schreckliches Schicksal erduldet hätte—würdet Ihr die Hände in den Schooß legen, oder nicht vielmehr Alles aufbieten, sie zu retten? Habt Ihr keine Schwester? Könnt Ihr Euch nicht in meine Lage versetzen?

Mein lieber Herr, rief Wolf mit herzlichem Tone, ich mache mir nichts aus dem Tode, denn ich habe keine Schwester und überhaupt keine Verwandte, für die ich zu leben hätte. Mein Leben ist bisher dem Dienste der Menschheit geweiht gewesen, ohne Rücksicht auf Lohn, Anerkennung oder sonstigen Vortheil. Mein Wort darauf, daß ich mit Euch gehen würde, wenn die geringste Aussicht auf Erfolg vorhanden wäre. Entweder müßte in aller Eile eine starke Expedition ausgesandt werden, in ein Dutzend Abtheilungen getheilt, welche das weit zu durchsuchende Terrain planmäßig durchstreiften—das ist aber außer aller Frage hier, wie wir eben gesehen haben; oder zwei, höchstens drei Männer müßten allein gehen, um von den Indianern möglichst unbemerkt zu bleiben. Ich frage Sie nun selbst: wie sollen diese Wenigen in einem Umkreise, so groß wie die Staaten Indiana, Ohio und Illinois zusammen genommen, etwas ausrichten, bevor es viel, viel zu spät ist? Nach einer genauen Berechnung sind schon jetzt beinahe drei Monate vergangen, seit Mrs. Hudson den Comanchen entflohen ist. Kann es möglich sein, daß wir sie in zwei bis drei Monaten, die wir im besten Falle brauchen, um sie zu finden, noch lebend antreffen? Zeigen Sie mir die mindeste Aussicht auf Erfolg und ich sattle sogleich, um mit Ihnen zu reiten.

Der junge Mann hatte bisher wohl selbst noch nicht genugsam die ganze Größe des Unternehmens erwogen, welches er dem Deutschen anmuthete. Liebe macht erfinderisch in Selbstbetrug und vor einem liebenden Herzen verschwinden alle Einwürfe der Vernunft in Nichts. Als er deshalb Wolf bis zu Ende angehört hatte, mochte ihm die unendliche Schwierigkeit seines Unternehmens zum ersten Male vollkommen einleuchten und er versank eine Weile in lautloses, dumpfes Hinbrüten. Endlich begann er wieder, während Wolf mit großen Schritten die Veranda auf und nieder ging:

Arme, arme Schwester. Ist es wirklich zu spät?—Ich will Euch, Herr, eine kurze Geschichte erzählen, damit Ihr ermessen könnt, weshalb ich meine Schwester so sehr liebe und meinen letzten Tropfen Blutes für sie hingeben möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Metzgerswittwe zum Assessor Fein: „Also Sie wünschen, hochverehrter Herr Assessor, hier meine jüngste Tochter zu heirathen? Das geht aber nicht, denn Ordnung muß nicht blos sein, sondern auch sind, und wie sie angekommen, so gehen sie auch wieder ab; ausgesucht wird nicht!"

Probate Kuren.

Ich hatte in jüngeren Jahren
Einmal einen herben Verdruß;
Ich wußte kaum mir zu rathen,
Und faßte gar manchen Entschluß.

Dann ging ich zu meiner Geliebten
Und klagt ihr des Uebels Grund;
Sie wußte sogleich mir zu helfen:
Sie küßte mich lachend gesund.

Doch einstens begab es sich wieder,
Daß einmal ich Schlimmes empfand;
Ich hatte sie nicht mehr, die Liebste,
Die einst mich zu heilen verstand.

Da griff ich voll trüber Gedanken
Zum Weine und füllte das Glas,
Und trank und füllte es wieder,
Und trank, bis ich fröhlich genaß.

In späteren Tagen kam wieder
Ein Leid und es drückte mich schwer;
Die Liebste war todt und das Trinken
Erlaubte mein Magen nicht mehr.

Da stellte ich mich vor den Spiegel
Und sah dort mein gräßlich Gesicht:
Beim Himmel, da mußte ich lachen!
Ich lachte und—schrieb dies Gedicht.

Lud. Müller.

Diamanten.

Diamanten und Perlen bilden den schönsten Schmuck; Diamanten und Perlen zu tragen, wünscht sich einmal im Leben gewiß jede unserer freundlichen Leserinnen. Der Naturforscher lächelt dazu und spricht: Was sind der kostbare Rubin und Saphir! nichts als Thonerde, die wir mit dem Fuße fortstoßen: was ist der Diamant? dieselbe Masse, derselbe Kohlenstaub, aus dem Bleistifte und Ofenschwärze verfertigt werden. Und wie lange wird es dauern, ruft er aus, so hat die Wissenschaft einen neuen Sieg errungen: — Diamanten zu erzeugen wird jedem Chemiker gelingen. Hat man nicht dadurch daß man einen elektrischen Strom mit Zuckerkohle in Verbindung brachte, Diamantenstaub erzeugt? Freilich so fein, so klein, daß das größte Vergrößerungsglas ihn uns kaum bemerkbar zu machen vermochte. Aber es sind doch Diamanten! ruft er triumphirend. Auch Gold zu machen wollte ein Franzose vor Kurzem entdeckt haben—und doch entbehren wir des edlen Metalls noch so häufig.—Es ist nicht Alles Gold, was glänzt—und Mancher glaubte die Wissenschaft bereits entdeckt zu haben, was vorher wie nachher ein Geheimniß geblieben. Es ist zum Glück dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen—und so wird auch wohl der Diamant noch lange Zeit Diamant bleiben—und den schönsten, theuersten Schmuck für Damen bilden.

Was aber verleiht demselben seinen Werth? Es ist nicht sein Glanz, sein Licht, seine Härte allein—es ist seine Seltenheit, die ihn zu dem macht, was er ist; es ist die Mode, die seinen Werth bestimmt. Schon die Alten nannten ihn den „Unbezwinglichen"—und doch verstand man dazumal noch nicht die Kunst, denselben zu schleifen; welche Kunst erst im Jahre 1476 zu Brügge erfunden wurde. Der Diamant läßt sich nur durch Diamanten schleifen. Die beste englische Feile, der härteste Sandstein macht keinen Eindruck auf ihn. Die schönste Art ihn zu schleifen ist die der Brillantform; dann die weniger werthvolle, die der Rosette. Von der Zeit ab, wo man die Kunst des Schleifens erfand, bildeten Diamanten den schönsten Frauenschmuck.

Die schönsten, berühmtesten Diamanten haben ihre eigene Geschichte. In Ostindien und Brasilien und jetzt auch am Ural fand man die meisten derselben. Die natürliche Form derselben ist wie ein von acht Dreiecken eingeschlossener Körper, seltener haben sie die Form eines von vier gleichen dreiseitigen Flächen eingeschlossenen Körpers. Man findet den Diamant meist im Sande, den Flüsse in die Ebene geführt haben müssen. Die meisten Diamantenkrystalle sind klein, unbedeutend—und die mehrere Lothe an Gewicht habenden gehören zu den größten Seltenheiten.

Der dem Könige von Portugal gehörende, in Brasilien gefundene Diamantkrystall wiegt ein und dreizehntel Loth—und ist bis jetzt ungeschliffen. Die schönsten Diamantkrystall sind die ganz wasserhellen; durch trübe, bräunliche Flecke verlieren sie bedeutend an Werth.

Unter den farbigen Diamenten werden die rosenfarbenen am meisten geschätzt; doch stehen auch grüne und blaue, wenn sie rein sind, bedeutend im Preise. Von rothem Diamant pflegt ein Karat schwer gegen 12 Thlr. zu kosten, wozu, derselbe geschliffen meist fünf bis sechs mal so theuer zu stehen kommt; zwei, drei mal schwerere kosten das vier bis neunfache bereits. Der dem Raja von Matun auf Borneo gehörende, ganz wasserhelle wiegt fünf Loth oder 367 Karat—und ist der größte aller bekannten. An der Spitze des kaiserlich russischen Scepters befindet sich ein 193 Karat schwerer Diamant. Derselbe zierte früher den Thron des Schah Nadir von Persien, wurde dort, nach der Ermordung des Schahs entwendet—und endlich von der Kaiserin Katharina II. für eine Jahresrente von 100,000 und 2,250,000 Francs baar gekauft. Der der französischen Krone gehörende Diamant, bekannt unter dem Namen „Regent" oder „Pitt", weil derselbe von dem englischen Gouverneur Pitt für 2,500,000 Francs erstanden wurde, wog ungeschliffen 400 Karat. Seine Schleifung, die zwei Jahre dauerte, verminderte sein Gewicht bis auf 162 Karat, wodurch er aber an schöner Form und Reinheit gewann, so daß man seinen Werth jetzt auf drei Millionen Thaler schätzt. Auch der östreichische Schatz besitzt einen kostbaren Diamanten; Sachsen hat deren drei aufzuweisen. Den größten Diamanten in Europa besitzt aber gegenwärtig der englische Kronschatz. Dieser Diamant, bekannt unter dem Namen Koh-i-noor, war schon in frühesten Zeiten in Indien berühmt, und bildete daselbst das eine Auge eines Götzenbildes. Durch Raub, Mord und Plünderung kam er endlich durch mannigfache Schicksale nach London, wo er sich gegenwärtg noch befindet. Vor dem Schleifen wog derselbe 787 Karat, etwas über 10 Loth, nach der Schleifung, wodurch sein Farbenspiel bezaubernd geworden, ist sein Gewicht auf vier Loth gesunken, wodurch er aber an Werth nicht verloren. Fragt man nun, woraus die Diamanten wohl entstanden sein mögen, so wissen die Gelehrten wenig Bestimmtes darauf zu erwiedern. Die Annahme, daß dieselben gleich dem Bernstein ein Pflanzenharz seien, hat sich als falsch erwiesen; wogegen auch die Meinung, daß dieselben durch die Gewalt des Feuers hervorgegangen, nicht stichhaltig sein möchte. Nur dieses weiß man bestimmt: der Diamant brennt—und sein Grundstoff ist Kohle. —Doch aus der Kohle Diamanten zu machen, will nicht gelingen. Die Diamanten sind und bleiben im Preise—und werden der schönste Schmuck immer für Damen sein.

Ist es da zu verwundern, daß Frauen, die nicht mit Glücksgütern gesegnet wurden, sich mit falschen Steinen begnügten? Da sind zuerst die sogenannten halben Brillanten, bei denen nur der Obertheil ächt ist, während die Unterhälfte auf einen andern Stein gekittet wurde. Dann glüht man auch Saphire, Hyacinthe und Topase, um sie für Diamanten auszugeben; aber ihre Härte, ihr Gewicht kommt den ächten nicht gleich. So geht es immer mehr und mehr abwärts, bis hinab zu den sogenannten böhmischen Steinen, die nichts sind als Glas, eitel zerbrechlich Glas. Wer aber die nicht tragen mag—und sich doch erfreuen möchte an Diamanten und Edelsteinen, der gehe des Morgens hinaus, wenn der Thau auf den Gräsern liegt—und die Sonne darüber gleitet. O, das blinket so herrlich und schön, das glänzet wie Perlen und Edelstein, dort finden wir die schönsten Diamanten von reinstem Wasser.

Der Berliner Professor in Schwaben. Professor: „Nun, meine guten Mädchen, sage ich Ihnen besten Dank für Ihre freundliche Zurechtweisung. Ich kann jetzt nicht mehr fehlen, da mir die Thurmspitze zum sicheren Wegweiser dient. Sagen Sie mir doch Ihre Namen zum Abschiede, nicht wahr? Ich bin der Professor Kluppnase aus Berlin."

Bauernmädchen (kichern und nach einigem Zögern): „Des ischt d' Kreszenz Semmele, 's Hirte Tochter von Biessing, und mei Nam' isch Walburg Kübele, au von Biessing."

Professor (schnell die Schreibtafel hervorziehend): „Was? Sie setzen mich in Erstaunen? Welch' geheimnißvolle Kette räthselhafter Beziehungen entwickelt sich aus ihren Worten!—Semele und Kybele!—Die Götternamen Griechenlands auf alemannischem Boden!—heidnisches Alterthum und tiefchristliche Gegenwart!—Olymp und Grünten! Wie reimt sich das zusammen!?"

Auswärtige Agenten dieses Blattes sind folgende Herren:

Peter Marquart	Golconda, Ill
Capt. Gustav Korn, No. 107 N. Clark Str.	Chicago, Ills
G. Wm. Bader	Port Clinton, O
Carl L. Thomas	Cairo, Ill
Fred. Seeman	Oregon, Mo
Conrad Wiederhold	Saline Coal Mines, Ill
Ferdinand Rohde	Dexter, Iowa
Chas. Kramer	New Albany, Ind
Fred. Dilg	Mascoutah, Ill
J. Herrod	Slate Cut, Ind
John Vogt	Central City, Ill
John Balser	Lafayette, Ind
Wm. Wachs	Evansville, Ind
Chas. Surmann, P. M	Santa Claus, Ind
C. H. Mohr	Wilmington, N. C
John Staudt	Seymour, Ind
A. Woehrlin	Carandolet, Mo
M. Reinmann	Indianapolis
Charles Argus	Madison, Ind
Wm. von Almen	Olney, Ill
Fred. Miller, jr.	Vincennes, Ind
Jos. B. Kappler	Clarksville, Tenn
Bruno Großkurth	Henryville, Ottisco rc
Berger	Charleston, Ind
John Dorn, Friedensrichter	Cannelton, Ind
F. Kramer	Tell City, Ind
Chas. Labenburger	Dover, Ky
S. Salm	Troy, Ind
Ph Eigenmann	Rockport, Ind
Carl Judriegel	Owensboro, Ky
Adam Spieth	Jeffersonville, Ind
W. L. Stretter	Mt. Vernon, Ind
Adam Henneberger	Paducah, Ky
L. Appenfeld	Princeton, Ind
Rev. F. H. W. Schmitz	Metropolis, Ill
Ch. Horn	Duquoin, Ill
Henry Ruth	Sommerfeld, Ill
Christ. Nix, Pastor	Haysville, Ind
Caspar Schaefer	Bedford, Ind
Ed. John	Terrehaute, Ind
Geo. Schuhmann	Vandalia, Ill
Robt. Schefer	Petersburg, Va
Fried. Schaeuffele	Michigan City, Ind
Zacharias Klein	New Boston, Ind
Frank Leonhard	Tremon, Ill
Conrad Seelbach	Rockford, Ind
Henry C. Stoll	Molena, Ill
P. M. P. Schildknecht	O'Fallon, St. Clair Co., Ill

Wochenschau.

Louisville, 14. Oktober.

Chicago nahm in verflossener Woche so alles Interesse ausschließlich für sich in Anspruch, daß alles Andere dagegen in den Hintergrund trat. Eine ähnliche Calamität hat auch noch nie eine Stadt betroffen, so lange die Welt steht, und ihre Folgen treffen leider nicht nur jene dem Unglück geweihte Stadt allein, sondern alle Städte, die mit ihr in engerer Geschäftsverbindung stehen. Der große Hamburger Brand, der allein sich noch mit dem Chicagoer vergleichen ließe, war in seinen Folgen lange nicht so verderblich. Hamburg, das gleichsam einen Staat für sich bildete, war ein alter Handelsplatz, in gegebenen altbewährten Verhältnissen, welche wohl vorübergehend, aber nicht auf die Dauer erschüttert werden konnten, seine Haupteinnahmequelle, der überseeische Handelsverkehr, ward nicht abgeschnitten. Das Jahr 1842 mit seinem großen Brande ward sogar ein Segen für Hamburg und bildete in mehr als einer Beziehung einen Wendepunkt in der Entwicklung des Freistaates. Während die Stadt sich im raschen Wiederaufbau neu, freundlicher und großartiger aus der Asche erhob, machte sich auch, genährt durch das in Folge der aus ganz Deutschland der hart betroffenen Stadt zuströmenden Unterstützung neu erwachte Bewußtsein des Zusammenhanges mit dem Gesammtvaterlande, ein anderer Geist unter der bisher für sich abgeschlossenen Bevölkerung geltend. Hamburg besaß eine seit fast 200 Jahren unverändert gebliebene Regierungsform mit einem streng aristokratischen Senat und einer mit Eifersucht über ihre Interessen wachenden, alle Nichtberechtigte von jedem Vortheil, jeder Theilnahme am Staatsleben ausschließenden Erbgesessenen Bürgerschaft, und erst eine solche Calamität, wie jener Brand, war erforderlich, um die Bestrebungen nach einer zeitgemäßen Reform des Veralteten zur Geltung kommen zu lassen. Man kann sagen, daß mit dem Abbrand des alten Hamburg zugleich der alte Zopf verbrannte und der Brand der Stadt in jeder Beziehung nur Vortheil brachte.

Anders mit Chicago. Dort war noch Alles im Werden, mitten in einer riesigen Entwicklung begriffen, die zum Theil eine, durch die günstige Lage des Platzes veranlaßte gesunde, zum Theil aber auch eine durch Spekulation treibhausartig beschleunigte war. Nirgendwo in den Ver. Staaten übte die Spekulation eine so unumschränkte Herrschaft als in Chicago. Der Platz war zu pilzartig rasch in die Höhe geschlossen, als daß dies Wachsthum ein durchaus organisch-gesundes hätte sein können. Spekulanten und Industrieritter aller Art zogen sich nach Chicago und Capitalisten und Geschäftsleute in den Handelsstädten des Ostens eröffneten denselben bereitwillig Credit und ließen sich nur zu gern in Geschäftsverbindungen mit jener Stadt ein, die als eine unerschöpfliche Goldgrube angesehen ward. So darf es uns denn gar nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß die meisten Geschäftshäuser auf gepachteten Grund mit erborgtem Gold errichtet waren und daß ein Drittheil des Grund und Bodens mit Hypotheken belastet ist. An eine Abtragung aller dieser Hypothekenschulden ist jetzt gar nicht zu denken und ein Fallissement vieler östlichen Firmen, die sich zu tief mit Chicago eingelassen hatten, ist daher unvermeidlich. Und viele Versicherungsgesellschaften, die bei dem bekannten amerikanischen Leichtsinn zu große Risikos in der untergegangenen Stadt übernommen hatten, werden ebenfalls den Weg alles Fleisches wandeln müssen. Jay Cooke von der großen Bankfirma Jay Cooke u. Co., hat daher wohl Recht, wenn er behauptet, der Abbrand Chicago's sei das größte nationale Unglück, welches die Ver. Staaten, mit Ausnahme des Bürgerkrieges, je betroffen habe. Ja, es ist ein nationales Unglück, ein Unglück, welches bei der engen Verkettung aller Geschäftsverhältnisse des Landes in seinen Folgen das ganze Land mehr oder minder afficirt. Es wird viele, viele Jahre erfordern, ehe Chicago wieder das wird, was es war, doch vielleicht wird von jetzt an seine Entwicklung mehr von innen heraus, nicht mehr so sehr durch Anstoß von Außen, gefördert werden.

Erfreulich war die rege Theilnahme, die sich augenblicklich bei der ersten Nachricht von dem großen Unglück, welches über die Stadt hereingebrochen, im ganzen Lande entsprach und durch reiche Sammlungen an Geld, Lebensmitteln und Kleidungsstücken kundgab. Auch unsere Stadt blieb nicht zurück und namentlich auch die Deutschen thaten und thun, was in ihren Kräften, um das Elend der Bewohner Chicago's zu lindern, unter denen ja auch so viele Deutsche Alles eingebüßt haben. Deutsche aller Parteien und Stämme, Männer und Frauen, wetteiferten mit einander in Darbringung von Liebesgaben. Auch die deutschen Vereine und Gesellschaften überboten einander in dem Bestreben, den Nothleidenden in der unglücklichen Stadt rasch zu Hülfe zu kommen. Auf Veranstaltung des Orpheus fand am Donnerstagabend in der Weisiger-Halle ein gutbesuchtes Concert zum Besten der Chicagoer statt, in welchem außer dem Orpheus der Liederkranz und der Teutonia-Männerchor mitwirkten und dessen Einnahme der Liederkranz noch durch eine freiwillige Gabe von zweihundert Dollars erhöhte. Noch ein anderes Concert, was unter der Direction von Prof. Hast, der die Veranstaltung desselben übernommen, aufgeführt werden soll und an welchem sich die bedeutendsten musikalischen Kräfte der Stadt und außerdem die ganze „Mendelsson Society" betheiligen wollen, ist in Aussicht genommen. Und so entwickelt sich ein wahrer Feuereifer unter allen Schichten der Bevölkerung, den Bedrängten in der vom Feuer verzehrten „Gartenstadt" rasch beizuspringen.

Aber, so wahr auch das Sprüchwort ist: Wer rasch gibt, gibt doppelt", so befürchten wir doch, daß in mancher Beziehung in dem löblichen Bestreben, der dringendsten Noth abzuhelfen, einigermaßen eine planlose Ueberstürzung stattfindet. Lebensmittel kommen gegenwärtig in Chicago in solcher Hülle und Fülle an, daß bei dem durch die undurchdringlichen Schuttmassen gehemmten Verkehr in der Stadt und bei dem augenblicklichen Wirrwarr und dem Mangel an einer systematischen Vertheilung Vieles zu Grunde gehen, Mancher mehr als er braucht, erhalten und Andere leer ausgehen werden. Statt daher auf einmal so große Massen von Lebensmitteln—die außer Kleidungsstücken augenblicklich das dringendst Benöthigte sind— zu versenden, wäre es zweckentsprechender, eine vernünftige Eintheilung zu machen und jeden Tag von jeder Stadt aus eine gewisse Quantität zu versenden. Es wird noch auf lange Zeit Hülfe nöthig sein, und es ist zu befürchten, daß, wenn jetzt zu viel gethan wird, später zu wenig gethan werden wird. Und so wäre es unseres Erachtens auch vernünftiger, statt daß man jetzt rasch hintereinander ein Concert und eine Theatervorstellung nach der andern zum Besten der Chicagoer gibt, eine längere Zeit hindurch regelmäßig in gewissen Perioden solche Aufführungen zu veranstalten.

Selbstverständlich wirkten die alles Interesse für sich monopolisirenden Chicagoer Ereignisse lähmend nicht nur auf das geschäftliche, sondern auf das sociale und künstlerische Treiben in unserer Stadt.

Theatervorstellungen und Concerte, insoweit sie nicht wie das oben erwähnte, auf jene Ereignisse Bezug hatten, blieben daher leer. Diese Erfahrung mußte auch der Orpheus machen, der am vorigen Montag das erste seiner so beliebten Kränzchen gab, in welchem überdies zum ersten Male der neugebildete gemischte Chor auftrat. Wären nicht bereits alle Anstalten zu demselben getroffen u. nicht mehr rückgängig zu machen gewesen, so würde dasselbe auf eine ruhigere Zeit verschoben worden sein. Dennoch war die Abendunterhaltung ziemlich gut besucht und die nächstfolgenden werden sich jedenfalls eines noch größeren Besuchs als bisher zu erfreuen haben, da zu den bisherigen Anlockungsmitteln jener gemischte Chor getreten ist, der bereits am Montag nach erst so kurzem Bestehen schon die erfreulichsten Proben von Gesangsfertigkeit ablegte.

Am Sonntag schloß die Sommerbühne definitiv für dieses Jahr mit dem zum Benefiz für Mad. Haffner aufgeführten Birchpfeiffer'sche Schauspiel „s'Lorle". Die Vorstellung war gut besucht und das Stück ging auch recht gut über die Bühne. Es hat sich vielseitig der Wunsch nach einer Fortsetzung der Bühnenvorstellungen in geschlossenem Raume während des Winters ausgesprochen. Dieser Wunsch ließe sich natürlich nur dann realisiren, wenn an Stelle der bereits abgegangenen tüchtigen Kräfte (Mad. Claussen, Hr. Koch und Hr. Wurster) eben so tüchtige andere träten. Leider fehlt es aber auch an einem geräumigen Lokal. Der Wunsch, eine Winterbühne zu besitzen, wird wohl so lange ein frommer Wunsch bleiben, bis der Liederkranz seine Halle aufgebaut haben wird. Dann wird sich überhaupt das gesellige Leben unter den Deutschen hierselbst mehr concentriren.

Hr. Graf hielt am vorigen Sonntag einen freien Vortrag in der an der Ecke der 11. und Marktstraße gelegenen Halle. Es war dies unseres Wissens der erste in der Unterstadt gehaltene freie Vortrag. Hr. Graf wird seine Vorträge zum Frommen der Unterstädter fortsetzen, und wenn erst das neue Markthaus an der Marktstraße zwischen der 11. und 12. Straße mit seinen Sälen im 2. und 3. Stock fertig ist, wird es auch in der Unterstadt nicht mehr an Unterhaltungen aller Art fehlen. Mit der Zeit wird sich in dieser Beziehung die Unterstadt vollständig von der Oberstadt emanzipiren.

Am Freitag trat zum ersten Mal das Wiener Damenorchester hier auf. Trotz der durch die Chicagoer Ereignisse für solche Amusements ungünstig gewordenen Zeit, trieb die Neugierde doch Viele in das Concert-Lokal. Eine so pikante Novität wollte man doch auch kennen lernen. Die Damen ernteten großen Beifall, namentlich die sechs ursprünglichen Mitglieder des Orchesters, die eine bedeutende Virtuosität auf ihren Instrumenten besitzen, so wie vor Allem die zwölfjährige Sängerin Elz, die Schülerin des berühmten Gesanglehrers Dr. Mulder, welche ein wahrhaftes Furore erregte. Wir werden auf dies Damenorchester in der nächsten Nummer noch kurz zurückkommen.

Die Ausgrabungen von Pompeji.

Bis vor nicht allzulanger Zeit galt Pompeji Vielen als die „Stadt des Pompejus". Nach den neueren Forschungen wird sein Name von dem altsyrischen Worte „Pumpeah" abgeleitet, was so viel bedeutet, als „Oeffnung eines Ofens." Andere bringen den Namen mit „Pompejon" in Verbindung, was gleichbedeutend wäre mit „Niederlage", „Depositum". Haben wir Pompeji nun nach übereinstimmendem Urtheil der ersten Archäologen und Geschichtsforscher als Handelsstadt zu betrachten, und zwar als eine griechischen Ursprunges, so erklärte sich der Name in ganz ungezwungener Weise: Die Griechen hätten dortselbst Niederlagen ihrer Waaren errichtet und dem ursprünglich danach benannten Flecken wäre nach seinem spätern Anwachsen zur Stadt der alte Name geblieben.

Die Stadt war nacheinander in der Hand der Oscier, der Tyrrhener, der Samniter, und wurde unter Sulla römische Colonie.—Der Stamm der Bevölkerung aber blieb oscisch, und die oscische Sprache neben der griechischen und lateinischen durchweg die herrschende.

Cicero schrieb in seiner Villa in der Vorstadt Pompeji's seine vier Bücher von den Pflichten, Seneca verlebte dort seine Jugendjahre und Phädrus verbarg sich ebenfalls dort vor den vielen Nachstellungen des Tiberius und Sejanus.

Trotz ihrer friedlichen Beschäftigung als Handelsleute scheinen die Pompejaner ein streitsüchtiges Völkchen gewesen zu sein. — Wenigstens erzählt uns Tacitus von einer großen Schlägerei, welche gelegentlich einer Fechtvorstellung im Amphitheater zwischen den Pompejanern und Nocerianern vorfiel und sich bald über die ganze Stadt ausdehnte und beiderseits viele Opfer an Todten und Verwundeten kostete.

Zur Strafe dafür durften die Pompejaner zehn Jahre lang keine öffentlichen Schauspiele mehr halten und mußten sich auch noch den Spott der Bewohner von Noceria gefallen lassen, der sich in Mauerinschriften gute Luft machte.—Wer den Schaden hatte, durfte eben damals schon auch für den Spott nicht sorgen.

Bekanntlich regte sich der Vesuv nicht erst Anno 79, sondern im Jahre 63 wurde Pompeji durch ein Erdbeben übel mitgenommen, während dessen Nero im Theater zu Neapel saß und es nicht verließ bis seine Lieblingsarie zu Ende gesungen war. Die Pompejaner hatten weniger Courage als ihr Kaiser, das übergeschnappte Genie. Sie machten sich beim ersten Stoß aus dem Staube und kehrten erst dann wieder zurück, als der Boden zur Ruhe gekommen.

Die Katastrophe vom 23. November 79 ist hinreichend bekannt, und nicht nur von Geschichtsschreibern, sondern auch von Malern und Dichtern vielfach behandelt worden. — Welche von unsern schönen Leserinnen hätte z. B. nicht Bulwer's „Die letzten Tage von Pompeji" gelesen, das bei manchen Schwächen der Erfindung immerhin ein anziehendes großartiges Bild griechisch-römischen Lebens bietet?

Was Herkulanum betrifft, so verschwand sein Name nach der Eruption von 482 ganz und gar aus der Welt.

Das erklärt sich leicht genug. Die Aschenschichte über Pompeji hat nur eine Schichte von 3—4 Metern, die über Herkulanum liegende eine solche von 21—34 Metern.

Uebrigens war die Stadt des Herkules eine Colonie der Pelasger und dürfte schon früh von den Osciern erobert worden sein, denen dann die Etrusker und Samniter folgten, bis die Stadt später in die Hände der Römer kam und zu den blühendsten Campaniens zählte. Der Name ihres alten Hafens Retina hat sich noch heute in dem des Städtchens Resina erhalten.

Man würde, wie schon oben angedeutet worden, gar sehr irren, wenn man sich unter den Pompejanern und Herkulanern echte Vollblutrömer vorstellte. Die Bevölkerung Pompeji's war eine vorwiegend oscische. Neuerlich vorgefundene Mauerinschriften, unzweifelhaft von Kinderhand herrührend, zeigten das oscische, griechische und lateinische Alphabet nebeneinander.

Pompeji war mehr Handels- als Luxusstadt, als welche sich Herkulanum erweist, und weniger von der römischen „Gesellschaft" besucht, als dieses.

Bedenkt man, daß Pompeji kaum 15,000 Einwohner zählte, so erscheint die Anzahl der dort ausgefundenen 600 menschlichen Gerippe immerhin auffallend groß. Der Verlust an Menschenleben betrug sonach etwas mehr als acht Procent.

Man hat allerlei Romane erfunden und dabei die vorgefundenen Skelette benutzt. Solche Dinge entbehren in der Regel allen und jeden Grundes und tragen nur dazu bei, ein falsches Bild des damaligen Volkslebens zu geben.

Eine Hauptursache der vielen Verluste an Menschenleben war die gewaltsame und freiwillige Absperrung von der Außenwelt. Gefangene und Kranke konnten ihren Aufenthaltsort nicht verlassen, Gesunde blieben, weil sie sich unter ihren Dächern geborgen glaubten und theilweise nicht den Muth hatten, sich in den Aschen- und Steinregen hinauszuwagen und hofften, der Ausbruch werde bald zu Ende sein. Daß man nur sehr wenige Pferdegerippe fand, erklärt sich durch die Thatsache, daß Pferde zu rascherer Flucht benutzt werden. Wenn sich keine Katzengerippe finden, so liegt darin ein Beweis für den feinen Instinkt und Geruch dieser Thiere, welche die Gefahr witterten und sich somit natürlich noch rechtzeitig aus dem glühenden Staube machten.

Viele Menschen erstickten in den mephitischen Gasen, welche der Boden ausströmte, Viele starben in ihren Häusern den Hungertod; denn der mitgenommene Proviant hielt nicht lange vor und diente nur dazu, ihre Qualen zu verlängern.

Ihnen gegenüber darf man wohl Jene glücklich preisen, welche entweder auf offener Straße von herabstürzenden heißen Steinen erschlagen oder von der rasch in die unteren Stockwerke eindringenden, mit Wasser gemischten Asche erstickt wurden.

Viele starben auch in Folge des Einathmens schädlicher Gase, nämlich des chlorsauren Wasserstoffgases, des schwefelsauren und des kohlensauern Gases, welche, weil schwerer als die Lebensluft, rasch zu Boden sanken. Diese Gase aber wurden theils von den aus dem Berge strömenden Gasen erzeugt, theils steigen sie aus den Rissen an den Wänden des Vesuvs.

Die feuchte heiße Asche legte sich an alle Gegenstände und bildete nach ihrer Austrocknung und Erhärtung vollkommene Abgußformen. Es versteht sich von selbst, daß die meisten Objecte im Laufe der Zeit sich vollständig auflösten und nur solche von festeren Stoffen, wie Metall, Knochen, Glas, Stein, festes Holz rc., sich innerhalb jener Höhlungen erhielten.

Allerdings lag nun der Gedanke nahe genug, diese Höhlungen mit Gyps oder einer andern ähnlichen Masse auszufüllen und so genaue Abgüsse der fraglichen Objecte herzustellen, welche nur von der sie umgebenden Form befreit zu werden brauchen. Da die Asche in sehr kurzer Zeit hart wurde, so erhielt man in der bezeichneten Weise Abgüsse nicht blos von Geräthen aller Art, sondern auch von Leichnamen, und zeigen selbe nicht nur alle Einzelheiten der Körper der Verunglückten, sondern auch der Gewandung in solcher Schärfe, daß man sogar die verschiedene Feinheit der Stoffe zu unterscheiden im Stande ist.—Fiorelli wendet seit 1863 das eben angedeutete System mit den überraschendsten Erfolgen an und bereicherte in dieser Weise die vortrefflichen Sammlungen des Museums zu Florenz mit ganz unschätzbaren Objecten.

Betrachten wir uns die am 5. Februar 1863 aufgegrabene Gruppe; sie umfaßt vier Personen, einen Mann, eine Frau und zwei junge Mädchen, deren eines noch in den Kinderjahren. Offenbar fielen sie vom Dach auf den Boden der Straße herab und sanken sofort in die dort lagernde fußtiefe Aschenmasse. In demselben Augenblick geriethen sie in den Bereich der todtbringenden Gase und sanken leblos nieder.

Eine andere Gruppe besteht ebenfalls aus vier Personen. Die erste ist ein auf dem Rücken liegendes Frauenzimmer; man sieht sie nach Luft schnappen, ihre Rechte gräbt sich in den Aschenschlamm, die Linke scheint einen unsichtbaren Feind abzuwehren. Eine Haarflechte legt sich wie eine Krone um ihr Haupt, der Unterleib ist eingezogen, der Busen voll und rund. Die Aermel der Tunica wurden durch Knöpfchen aus Glasperlen zusammengehalten, die herabfielen, als der Stoff des Gewandes verfaulte. Um rascher fliehen zu können, hatte sie ihr Gewand hoch aufgeschürzt, das die ganze Rundung der Hüfte erscheinen läßt. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich, daß die Vermuthung, den Römerinnen seien Beinkleider nicht fremd gewesen, vollkommen begründet ist.

Die Stoffe der Frauengewänder insbesondere waren so dünn und durchsichtig gewebt, die Gewänder der Männer so kurz, daß die Beinkleider eben nicht blos der Temperatur wegen nöthig waren.

Unsere Pompejanerin war großer, eleganter Gestalt, ihr Bein wohlgeformt, ihr Knöchel und Fuß von staunenswerther Feinheit. An den Füßen trug sie, wohl um auf dem mit Steinen besäeten Boden leichter fortzukommen, stark besohlte Schuhe, an einem Finger der linken Hand einen silbernen Ring, und neben ihr fand man Ohrringe, einen silbernen Handspiegel und eine Statuette des Amor aus einem Stück Bernstein.—Diese eigenthümliche Wahl schadet dem Rufe der jungen Dame noch im Tode. — Die Herren Archäologen haben gar feine Nasen und meinen, die Dame müsse zu der galanten Halbwelt gehört haben, welche in jener classischen Zeit nicht weniger von sich reden machte, als in unsern Tagen die Pariser Koketten und Grisetten, welche das zweite Kaiserreich überlebt haben und wahrscheinlich auch die dritte Republik überleben werden.

Stachelmeier.

Jerusalem in der Nähe von Louis will,
14. Oktober 1871.

Jeliebte Rehdachsion!



Bei diese alljemeine Ufregung über den Brand in Chicago ist et wirklich keene Kleinigkeit nich, Ihnen wat Interessantes zu schreiben. Denn passirt is hier jarnischt—ausjenommen eenen Brand am letzten Sonntag, den sich een jewisser Jemand, den ick aus Rücksichten jegen mir nich nennen will, zujezogen hatte — und et wird wohl ooch sobald Nischte passiren, nich eenmal eene Murrethat, denn Carormer is nich hier und da könnte ja über eene anständije Leiche nich eenmal een Inquest abjehalten werden. Sie sehen also, det ick sehr in die Tinte bin und mir am Ende noch sehr blamire, wat Ihnen übrijens ooch passiren kann.

Eene Jeschichte aber fällt mich doch noch in. Der Dschahn nämlich hat immer behauptet, det et keene Kukluxer nich jebe und da haben zwei Schentelmänner, die noch eene olle Maskenjarderobe hatten, sich verkleidet, sind in dem Dschahn sein Sanctum und haben ihm jefragt, ob er den Unsinn jeschrieben hätte. Der Dschahn hat so viel jebeten, wie er man konnte, det er so wat nich wieder thun würde, det hat aber Allens nischte jeholfen, hinnen hat ihm Eener sanft jekitzelt und vorn hat



ihm Eener die Klagelieder Jeremiae buchstabiren lassen.

Da ick schon über det Buchstabiren hinaus bin, so habe ich mich vom Julius eene Jagdflinte for fünfzig Dahler je—pumpt, mit der ick nächstens uf die Jagd jehen werde. Nu bin ick man blos neujierig, wat der Hase wohl in diesem Oojenblick denkt, den ick schießen werde, und ob der ooch wohl schonst jeboren is. Wenn übrijens det Wild anfängt, zu merken, det ick schießen will, dann wird et sich wohl aus die Umjegend von Louis will drücken, denn ick bin een Unmensch, ick schone Nischte.

Ick kenne hier eenen Jagdjäger, der wohnt an die obern Marktstraße und hört uf den Namen Fritze, der is ooch so een schrecklicher Jäger, vor dem die Hasen Reißaus nehmen, wenn se ihm sehen, so daß er keenen schießen kann. Er aber weiß sich zu helfen. Wenn er uf die Jagd jeht, so macht er schon drei Dage vorher Scandal bei seine Olle und bei alle seine Bekannte und verspricht steif und fest, wenigstens sechs Hasen umzubringen. Heimlich jeht er dann zum Monsch, kooft sich een halbes Dutzend und läßt die in eenem Bündel in eene Wirthschaft liegen. Dann jeht er uf die Jagd, und wenn er zurückkommt, dann holt er sich die Hasen und prahlt zu alle Bekannte, wie jut er schießen kann.

Am Dienstag jing dieser Fritze wieder uf die Jagd und Abends kam er wieder und holte sich sein halbes Dutzend Hasen. Er jeht in die dustere Kammer, schiebt die Hasen in seine Jagdtasche und fängt nu janz fürchterlich überall zu renomiren an, wat er vor een jeschickter Schütze is. Uf seinem Weg is er ooch beim Herbergsvater rinjefallen und der is wirklich een Jäger und wußte, det das Allens Uffschneidereien waren. Der Herbergsvater sagt also: „Fritze, nu lüg mal nich, du kannst ja jarnich schießen."

„Wat," sagt der Fritze, „ick soll nich schießen können? Na det bietet Allens! Ick schieße uf eenen Schuß sechs Hasen uf eenmal und habe den Beweis in meine Jagdtasche."

Der Herbergsvater bezweifelt des und wettet drei Flaschen Wein, det des nich wahr is. Der Fritze aber schmunzelt und wischt sich schon den Bart im Vorjeschmack von dem Wein, den er bekommen soll. Dann hängt er sich die Jagdtasche ab und holt siegesjewiß seine sechs Hasen raus. Aber als er hinkuckt, denkt er, der Schlag soll ihm rühren, denn statt sechs Hasen holt er sechs versoffene junge Katzen aus die Jagdtasche. Der Wirth, bei dem er die Hasen zu lassen pflegte, hatte nämlich sich eenen Witz jemacht und sechs Katzen for die Hasen in die Kammer jelegt. Der Herbergsvater lacht noch immer, wenn er an det dumme Jesicht vom Fritze denkt und heute werden bei ihm die drei Flaschen ausjestochen, wozu ick mir ooch als beschreibender Theil insinden werde.

Daraus können Sie, jeliebte Rehdachsion ersehen, wat et doch for böse Menschen jiebt, nich det Edelste wird jeschont, selbst mit die Jägerei treibt man Blasfemi, womit ick mir unnerzeichne als ihr blutjieriger

Stachelmeier,
mit die Jagdflinte.

Neid.

Du warst der Erste immer,
Mir überall voran.
Ich kämpfte, und Du warst es,
Der spielend den Sieg gewann.
Ich lief den Fuß mir blutig,
Du kamst am Ziele an.

Je mehr das Glück Dir lachte,
Je mehr erhob man Dich—
An meines Unsterns Walten
Ergötzten die Spötter sich.
Wir irrten.—Du fandst Mitleid,
Beschämung, Tadel ich!

Mein Haus lag tief im Schatten,
Deins lag im Sonnenschein;
Wonach umsonst ich strebte,
Das wurde mühlos Dein.
Wir spielten um ein Kleinod,
Und der Verlust war mein.

Heut hab' ich Dich gesehen—
Dich, den das Glück erkor—
Im Sarg mit Siegeslächeln!
Du stiegst zur Ruh empor,
Und bleibst der Erste immer,
Der Tod selbst zieht Dich vor.

Erinnerung.

Sind wir getrennt von denen die wir lieben,
Und haben wir fast bis zur Neige
Des Lebens Paradieskost aufgezehrt,
Die uns im Hause kindlich ward bereitet—
Dann seh'n wir still die alten Zeichen an,
Die uns geblieben sind aus jenen Tagen,
Und denken: o du schöne, schöne Zeit,
Du konntest doch auf ewig nicht verschwinden!
Du kannst, du wirst, du mußt uns wiederkehren;
Hier unten ist ja schon so Vieles möglich,
Weit mehr noch wird dort oben möglich sein!

Der Führer durch einen Antikensaal in Oxford machte recht ernst auf einen großen Haudegen aufmerksam. „Das ist," sagte er, „der Degen Bileams, womit er seinen Esel zu tödten drohte." Eine Dame versetzte, sie habe nie gelesen, daß Bileam einen Degen hatte; es heiße bloß in der Bibel, er habe sich einen Degen gewünscht.

„Madame haben recht," antwortete der verschmitzte Führer, „das ist aber eben der, den sich Bileam gewünscht hat."

Der kleine Wurstliebhaber. Ein kleiner, siebenjähriger Knabe aß sehr gern Wurst und als er eines Tages einen ihm befreundeten Mann erblickte, welcher das erwähnte Fleischgemengsel aß, sah er selbigem sehnsüchtig zu. Die Wurst wird immer kleiner und noch zeigt sich bei dem Freunde keines jener Symptome, welche gewöhnlich dem Gesättigtsein vorangehen. Da faßt sich unser Kleiner ein Herz und spricht in einem komischernsthaften Tone zu dem Esser:

„Wurst essen kann ich auch, aber—betteln thue ich nicht."

Der Doppelhase. Im Frühjahr 1840 bemerkten zwei Jäger, die sich in der Nähe von Pierresitte (Maas-Departement) auf der Jagd befanden, einen Hasen, der einen zweiten auf dem Rücken trug. Ein Schuß streckte den laufenden Hasen nieder, nun wechselt aber der getragene Hase die Rolle und trägt seinen verwundeten Gefährten fort, wird aber gleichfalls durch einen Schuß niedergestreckt. Groß war das Erstaunen der Jäger, als sie fanden, daß beide Hasen am Rückeu zusammengewachsen waren. Das Echo du Monde Savant vom 18. März bemerkt dazu, daß das Journal des Savants vom Jahre 1677 und ein Herr Sigaud de Lafond in seinen Merveilles de la Nature mehrere Phänomene dieser Art citiren.

Ein gewagter Sprung. Eine Zeitung meldet, daß ein Passagier auf der Michigan Central Eisenbahn, als er fand, daß der Zug an einem gewissen Punkte nicht anhalten würde, mit seinem Reisesack nach dem hintern Car eilte und von demselben heruntersprang während der Zug sich mit einer Schnelligkeit von fünfundvierzig Meilen die Stunde fortbewegte. Es versteht sich, daß der Passagier eine beträchtliche Entfernung von dem Punkte, wo er heruntersprang, die Erde erreichte. Sein rechter Fuß stieß zuerst gegen die Erde, und zwar mit solcher Gewalt, daß der Absatz von seinem Stiefel abgerissen wurde. Sein zweiter Fuß stieß gegen die Erde zwölf Fuß von der ersten Spur und der Absatz wurde ebenfalls von dem Stiefel an diesem Fuß abgerissen. Der Mann blieb in schneller Bewegung und wurde für eine weitere Strecke in allerlei Posituren geworfen, bis er endlich vierundsiebenzig Fuß von dem Punkte, wo er von dem schnell dahinbrausenden Zuge herunterſprang, zum Stillstand kam. Nachdem er seinen Reisesack und andere Gegenstände, die ihm entfallen waren, zusammengerafft hatte, ging er seines Weges, augenscheinlich ohne irgend eine ernstliche Verletzung erhalten zu haben.

Ein alter Wahlspruch lautet:
Allezeit traurig, ist beschwerlich;
Allezeit fröhlich, ist gefährlich:
Allezeit aufrichtig, ist ehrlich.

Die Fahne der Einundsechziger.

Vor Dijon war's; — doch eh' ich's Euch erzähle,
Knüpf' Einer doch die Binde mir zurecht,
Mich schmerzt der Arm, sie sitzt wohl schlecht;
So!—so!—nun Euer Herz sich stähle;
Vor Dijon war's, die Päſſe der Vogesen
Bedrohte Garibaldi's bunte Schaar,
Bourbaki kam von der Loire,
Das hart bedrängte Belfort zu erlösen.

Gefahr war im Verzug; drei bange Tage
Hielt Werder gegen Uebermacht schon Stand
Beim Mömpelgard, und in der Hand
Des Kriegsgotts schwankte schier die Waage.
Wir Pommern hatten vor Paris gelegen
Und waren schon im Marsch, das zweite Korps
Und auch das siebente ging vor
Von Orleans auf hart gefror'nen Wegen.

In Dijon wußten wir den alten Recken
Und griffen ihn, zwei Regimenter, an
Mit s inen fünfzigtausend Mann,
Den Flankenmarsch der Korps zu decken.
Der Alte von Kaprera ließ sich blenden,
Hielt die Brigade für die ganze Machte,
Und Nachmittags begann die Schlacht,
Die ach! für uns so traurig sollte enden.

Die Einundzwanz'ger auf dem rechten Flügel
Des ersten Treffens hatten schwer Gefecht,
Wir also vor! und grade recht,
Mit Hurrah! nahmen wir die Hügel;
Dem Feinde auf die Ferse ging's verwegen
Bis in die Vorstadt Dijons jetzt hinein
Hier aber aus der Häuser Reih'n
Kam mörderisches Feuer uns entgegen.

Im Steinbruch, mit dem Bayonnet genommen,
Da fanden wir vor eines Ausfalls Wucht,
Zum Sammeln durch die steile Schlucht
Bedeckt, nothdürftig Unterkommen.
Doch die Fabrik dort in der rechten Flanke
Wie eine Festung auf uns Feuer spie,
„Vorwärts! die fünfte Compagnie
Zum Sturm auf die Fabrik und Keiner wankte!"

Der Tambour schlägt, es geht wie zur Parade,
Die Fahne fliegt uns hoch und stolz voran,
Doch klopft das Herz manch treuem Mann
Beim raschen Schritt auf diesem Pfade.
Wie Saußen rollt und pfeift es in die Glieder,
Es rast der Schnitter Tod und fällt und mäht,
Und wie er seine Reihen sät,
Da sinkt die Fahne und ihr Träger nieder.

Aus dem Gedräng' ein Offizier sie rettet,
„Mir nach!" so ruft er und stürmt kühn voraus,
Doch aus dem unglücksel'gen Haus
Grüßt ihn der Tod, der eilig bettet.
Selbst blutend springt der Adjutant vom Pferde,
Erfaßt die Fahne, schwingt sie hoch empor,—
Da deckt sein Auge dunkler Flor,
Und sterbend küßt sein bleicher Mund die Erde

Was fällt, das fällt! vorwärts! durch Tod und Flammen!
Zwei brave Musketiere greifen zu.
Der eine stürzt; „Versuch es du!"
Doch auch der Andre bricht zusammen.
Nun fällt der Führer auch, wir müssen weichen,
Ein Häuflein war der Rest, vom Feind umringt,
Das schlagt sich durch, und es gelingt,
Den Steinbruch endlich wieder zu erreichen.

Da dachte Keiner seiner eignen Wunde,
Wer jetzt noch aufrecht stand in Nacht u. Graus.
„Die Fahne fehlt! holt sie heraus!"
So scholl es laut von Mund zu Munde.
Ein Halbzug wird zum Suchen ausgesendet
Und—kommt nicht wieder, alle blieben todt,
Uns bebt das Herz, allmächt'ger Gott!
Hast du dich zürnend gegen uns gewendet?

„Freiwill'ge vor!"—Da blieb nicht Einer stehen,
Der noch sein heiß Gewehr in Händen hielt,
Und sechs die um das Loos gespielt,
Seh'n in die Nacht hinaus, wir gehen —
Zurück; vom Feind verfolgt, ein Einz'ger kehrte,
Der blutete, verhüllte sein Gesicht
Und schwieg—die Fahne bracht' er nicht,
Und Keiner, Keiner seinen Thränen wehrte.

Am andern Tag, so ließ Ricciotti melden,
Fand man die Fahne fest in starrer Hand,
Zerfetzt zerschossen, halb verbrannt
Und unter Haufen todter Helden. — —
Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen,
Ihr Brüder allesammt, gebt uns Pardon!
Verloren haben wir sie schon,
Doch keinem Lebenden ward sie genommen.

Geschichte des Cannstatter Volksfestes in New York.

New York, 1863. Die Entstehung des schwäbischen Nationalfestes in dieser Stadt verdankt, obgleich der Wunsch, ein derartiges Fest einmal zu arrangiren, schon früher manches Schwaben Herz berührt haben mag, seinen Ursprung eigentlich einem Zufall. Von einigen Herren nämlich, die sich einst zufällig über Erinnerungen aus der alten Heimath unterhielten, wurde das Gespräch auch auf das Cannstatter Volksfest gelenkt und einige meinten, man sollte doch eigentlich die Erinnerung an dieses Fest unter sich einmal wieder auffrischen und mit seinen Freunden eine Erinnerungsfeier veranstalten, um sich nach alter Sitte zu vergnügen. Die Sache fand Beifall und die Herren A. Rothmund, L. Rösling, B. Schmittbauer, J. Buttschart, L. Hengstler, Ph. Lämmle, G. Dreher, G. Wanser, Ruf, Kuntze und einige Andere beschlossen, die Sache zu arrangiren. Man sah anfänglich von der Oeffentlichkeit ab und lud nur Freunde und Bekannte zu einem Familienfeste ein, welches man nach vaterländischer Weise im Grünen feiern wollte. Der „Hudson River Garden," in der 59. Str. gelegen, wurde zum Festplatz erwählt. Von den Landsleuten wurden die Einladungen mit Freuden angenommen und es kamen an dem Festtage gegen 600 Personen zusammen. Die schwäbischen Volksbelustigungsspiele, welche man hier nun zum ersten Mal in Amerika sah, errangen einen durchschlagenden Erfolg; bei den schwäbischen Landsleuten erregten sie durch Erinnerung an frühere Zeiten und an das sonnige Heimathland das größte Entzücken und bei Fremden das Interesse im höchsten Grade. Man hatte Aehnliches, wie „Polichinell" und „Eine Marithat," bei welchen sich, nebenbei gesagt, die Herren Rothmund und Buttschart sehr verdient machten, noch nie hier gesehen. Die Leiter des Festes konnten sich nach diesem Erfolg vollkommen Glück wünschen und beschlossen nun, das Fest im nächsten Jahre wieder zu begehen.

Das zweite Fest fand denn auch im darauffolgenden Jahre 1864 und zwar, wie drüben üblich, im September statt. Da man nach dem Erfolge des ersten Festes schon auf einen bedeutend stärkeren Besuch rechnen konnte, so hatte man diesmal den bei weitem größeren Hamilton Park zum Festplatze erwählt. Die Erwartungen wurden denn auch nicht getäuscht, es fanden sich gegen 6000 Personen zu diesem schwäbischen Feste ein.

Das Programm bildeten hauptsächlich Volksbelustigungen u. Spiele nach schwäbischer Art. Außerdem kam zum ersten Male „Die sieben Schwaben auf der Hasenjagd" zur Aufführung und errang sich ebenfalls einen bedeutenden Erfolg.

Im Jahre 1865 wurden größere Anstrengungen gemacht. Am Eingange zum Hamilton Parke wies ein in den würtembergischen Farben, schwarz und roth, prangender Wegweiser „nach Cannstadt." Kam man die Anhöhe hinauf, so konnte man sich allerdings in's „Schwobaländle" versetzt dünken. Hier wogte ein Schwarm junger Leute in heimathlicher Tracht umher, dort liefen und sprangen auf der Wiese Schaaren von Knaben und Mädchen, die aussahen, als ob sie „aus dem Dörfle dahoim no nie raus komma wära." Auch ältere Leute sah man dort im Nationalkleide, von denen manche gewiß heute ganz daheim waren. Auch erblickte man eine von Früchten des Feldes, Gartens und des Weinberges geformte Festsäule, wie üblich bei den Erntefesten. Gebaut aber war die Säule von Herrn Hengstler.

Zur Aufführung kamen diesmal eine schwäbische Bauernhochzeit, arrangirt von Herrn B. Schmittbauer, die Belagerung von Munderkingen, arrangirt von Herrn Rothmund, die Hasenjagd 2c.

Das Fest dauerte zwei Tage und wurde in dieser Zeit von gegen 10,000 Personen besucht.

1866. Im Februar dieses Jahres wurde der Verein unter dem Namen „Cannstatter Volksfest-Verein" förmlich organisirt.

Die Kriegsfurie hatte in diesem Laufe nun schon seit mehr als einem Jahre ausgetobt. Der Kampf im alten Vaterlande war nur ein kurzes Aufblitzen gewesen und hatte daher auch die Gemüther unserer hiesigen Landsleute eigentlich nur vorübergehend berühren, wie viel weniger trüben können. Unter diesen Verhältnissen ging man auch mit frohem Muthe wieder an die Arbeiten des diesjährigen Festes.

In das Programm wurden diesmal folgende neue Nummern aufgenommen, als „Lebende Bilder": „die Weiber von Weinsberg," „die Weiber von Scharndorf." Beide Bilder wurden sehr gut dargestellt und fanden allgemeinen Beifall.

Am zweiten Tage wurde ein „Einzug des Königs von Württemberg in Cannstatt" in's Werk gesetzt, dem folgte Wettrennen und den Schluß des Fe bildete eine allgemeine Illuminirung Parkes. Dieser wurde an den zwei gen von ungefähr 18,000 Personen sucht.

1867. Bis jetzt war der Erfolg des Volksfestes mit jedem Jahre so stetig wachsend gewesen, daß man sich in diesem Jahre entschloß, nun drei Tage für das Fest anzusetzen.

Das Programm war folgendes:

Am ersten Tage: Festzug in Nationaltracht, Darstellung der vier Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Am zweiten Tage: Großer Aufzug des „Napolitums" und des Beherrschers der Türken, des Kaisers von Rußland und Königs von Preußen, die sich durchaus einmal das Cannstatter Volksfest ansehen wollten.

Am dritten Tage: Wettrennen und Volksspiele.

An diesen drei Tagen wurde der Festplatz von 22,000 Personen besucht.

1868. In diesem Jahre wurde am ersten und dritten Tage das Programm des letzten Festes so ziemlich beibehalten. Es wurden „die Hasenjagd", „der Sonn- und Mondfang" und andere Spiele zum Besten gegeben.

Am zweiten Tage aber fand ein großer glänzender Aufzug zu Pferd in mittelalterlichen Costümen statt, darstellend die Uebergabe von Stuttgart an den Herzog Ulrich von Würtemberg und den Empfang desselben durch die Bürger und Zünfte. Den Mitwirkenden an diesem Aufzuge gebührt das größte Lob, die Arrangements waren vortrefflich und fanden allgemeine Anerkennung.

Im Uebrigen ist noch zu bemerken, daß die Festsäule, welche seit dem ersten Jahr etwas vergrößert worden war, sich in diesem Jahre in stattlicher Höhe repräsentirte.

An diesen drei Tagen besuchten 26,000 Personen den Festplatz.

1869. Mit diesem Jahre tritt ein neuer Wendepunkt in die Geschichte des Cannstatter Volksfestes ein, nämlich durch die Uebersiedlung vom Hamilton Park nach Jones Wood. Der erstere Platz war schon im vorigen Jahre fast zu enge für die große Masse der Besuchenden, so daß eine Veränderung stattfinden mußte. Dadurch nun, daß man jetzt den größten öffentlichen Vergnügungsplatz in New York wählte, traf man das rechte. Jones Wood ist jedenfalls für Volksfeste die geeignetste Lokalität. Große Umzüge finden genügenden Raum, sich zu entwickeln, die Wiese mit der angränzenden Anhöhe ist für Schaustellungen sowie für Spiele wie geschaffen u. in der großen Halle mit den verschiedenen Platformen kann sich eine unbegrenzte Menge von Tanzlustigen vergnügen.

Das Programm war diesmal wirklich großartig angelegt und ebenso trefflich ausgeführt.

Am zweiten Festtage fand ein großer Umzug durch dem Park statt. Zuerst wurden die vier Kreise Würtembergs, Neckarkreis, Donaukreis, Jaxtkreis u. Schwarzwälderkreis durch je einen Wagen mit den betreffenden Wappen und Emblemen und besetzt mit Landleuten in den respectiven Trachten, im Zuge vorgeführt. Dann folgte ein Triumphzug des Bachus und Ceres, umgeben von den bezüglichen Attributen. Der Zug bewegte sich mehrere Male durch den ganzen Park, bis er eine Aufstellung auf der Wiese nahe der Anhöhe erreichten Bühne nahm und sich als Schlußtableau das Bild der Suevia mit geschmackvoller Umgebung vor einem zahlreichen Publikum repräsentirte.

Während dieser drei Tagen waren gegen 30,000 Personen in Jones Wood.

1870. Die politischen Verhältnisse Deutschlands machten sich in diesem Jahre auch bei der Arrangirung des Cannstatter Volksfestes als maßgebend geltend. Am zweiten Festtage fand ein großer Aufzug, welcher die Einigung Deutschlands dadurch vorstellte, daß alle Volksstämme durch ihre National-Trachten in demselben vertreten waren, statt. Der Umzug endete mit einem Schlußtableau von folgenden 6 lebenden Bildern:

1) Die erste Nachricht von der Kriegserklärung.
2) Meldung der Freiwilligen.
3) Abschied.
4) Feldlager.
5) Nach der Schlacht.
6) Heimkehr.

Diese lebenden Bilder fanden so großen Beifall, daß sie auf allgemeines Verlangen am dritten Tage noch einmal aufgeführt werden mußten.

Indem wir glauben, von Anfzählung der Volksspiele, wie sie in diesem Jahre stattfanden, abstehen zu können, wollen wir nur noch bemerken, daß die Festsäule, welche von dem Decorateur Herrn John Keim geschmackvoll hergerichtet wurde, durch manche Verschönerung ganz besonders auffiel. An den drei Tagen dieses Festes hatten sich gegen 34,000 Menschen eingefunden.

Nehmen wir nun einen Rückblick auf die Entwickelung des Volksfestes vom Jahre 1863 bis jetzt, so sehen wir, daß die Betheiligung des Publikums mit jedem Jahre um ein Bedeutendes gewachsen ist. Das Cannstatter Volksfest ist fast aus seiner Grenze herausgetreten. Nicht nur nehmen Söhne und Töchter aller deutschen Stämme mit Freuden Theil an diesem Feste und erkennen gern an, daß es kein zweites deutsches Volksfest in Amerika giebt, sondern auch die Amerikaner englischer Abstammung stellen sich in hellen Haufen ein und lernen so im Spielen deutsche Sitten und deutsches Wesen achten. Auch der Himmel hat uns mit hoher Gnade beschenkt und jedesmal, von 1863—1870, an unsern Festtagen ein heiteres Antlitz gezeigt. Möge er es auch ferner thun.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch einige Worte über das gegenwärtige Fest zu sagen. Während bisher stets nur der zweite Tag als Haupttag galt, hat man gegenwärtigem Volksfeste noch den ersten Tag ebenfalls als Haupttag hinzugenommen, und den dritten Tag gleichsam zur Nachfeier ersehen.

Beamte des Vereins sind die Herren:
Präsident—Ph. Lämmle.
Vice-Präsident—G. H. Weigle.
Sekretär—B. Schmittbauer.
Schatzmeister—Chs. Wöhrle.
Finanz-Sec.—L. Hengstler.
Archivar—Fritz Buchner.

(Cannstatter Volksfest Zeitung.)

Seltenheiten.

Ein Jahrmarkt ohne Dieb'
Ein Mägdlein ohne Lieb'
Ein Jäger ohne Hunde
Ein Fechter ohne Wunde
Ein Krämer ohne Schwören
Ein Schneider ohne Scheeren
Ein Wald ohne Holz
Ein Reicher ohne Stolz
Ein Fuhrmann ohne Karr'n
Ein Fürst ohne Narr'n
Ein Trunkbold ohne Durst
Ein Metzger ohn' Wurst,
Ein' Glocke ohne Klang
Ein Kantor ohn' Gesang
Ein Winter ohne Kälte
Ein Wucherer ohne Gelde
Ein böses Weib ohn' Schellen
Seynd Ding, die man findt selten.
Aber ein Ehstand ohne Kummer, Sorgen,
Wehe und Ach,
Ist noch eine viel seltsamere Sach'.

Eine verhinderte Katastrophe.

Es war auf einer meiner letzten Reisen nach New-York, als mir das jugendliche Aussehen eines der Eisenbahn-Ingenieure auffiel. Ich ließ eine Bemerkung darüber gegen den Conducteur fallen, da man sonst Posten von solcher Wichtigkeit und Verantwortlichkeit nur älteren, erfahrenen Männern anvertraut; der Conducteur aber meinte, mit diesem jungen Manne habe es seine besondere Bewandtniß; und als meine Neugierde dadurch erregt wurde, erzählte er mir, oft von seinem Dienste unterbrochen, eine so anziehende Geschichte, daß ich nicht umhin kann, sie in den nachstehenden Zeilen in runder Form wieder zu geben.

Es war an einem Herbstabend. Nach mehren trüben dumpfen Tagen, in welchen die Naturkräfte sich zu einem hartnäckigen Kampfe zu rüsten schienen, brach ein furchtbares Wetter los. Schon seit dem Morgen waren schwere Wolken am Horizont hingezogen, gegen Mittag aber herrschte vollkommene Windstille, die beinahe bis zum späten Abend anhielt. Kaum aber war die Sonne hinunter, als sich ein Wind erhob, der bald zum vollständigen Sturme anschwoll, und Wolkenschichten, eine immer dicker als die andere, jagten den Höhen zu, welche das Flußbett des Saquoit, über den die New-York Central Bahn läuft, begrenzen. Beinahe dicht an der Eisenbahn-Brücke über diesen Fluß, auf der westlichen Anhöhe, lag ein kleines Häuschen, einsam, einer Schildwache gleich, die Brücke hütend. Der Fluß schwoll fast bei jedem starken Regenguß hoch an, und drängte sich dann schäumend und tobend durch ein enges Bette, oft die ihm zu eng gezogenen Grenzen überfluthend.

In jenem Häuschen wohnte eine in ziemlich dürftigen Umständen lebende Wittwe mit ihrem Sohne Jakob, einem Jungen von 12 Jahren, und horchte, vor ihrem Kaminfeuer sitzend, besorgt dem immer mehr steigenden Unwetter; der Knabe legte frisches Holz zu und sah dann und wann durch das Fenster in die rabenschwarze Nacht hinaus, deren Dunkel den Kampf der Elemente noch furchtbarer erscheinen ließ. Der mit jeder Minute wachsende Orkan brauste über die Höhen, daß das schwache Haus trotz seiner geschützten Stellung bebte, und peitschte den Regen, der meilenweit das Land überfluthete. Plötzlich ließ die Wittwe ihr nie ruhendes Strickzeug fallen und rief:

„Mein Gott was war das?"

Ein Windstoß hatte zugleich das Häuschen bis zum Grunde erschüttert.

„Was hast du Mutter?" fragte der Knabe.

„Hörst du nicht, wie es rauscht und braust, dicht vor unserm Hause? Hörtest du nicht das Krachen, als wär ein Haus zusammengestürzt?"

„Das ist der Bach, Mutter," sprach Jakob; „schon vor Sonnenuntergang hatte er beinahe die Höhe der Brücke erreicht, und brach sich gewaltsam an dem Balkenwerk; jetzt muß er wohl schon über sie hinströmen."

„Es ist schrecklich, nur daran zu denken! —Jakob, es muß die Brücke sein, welche der Bach mit sich fortgerissen hat.—Und in einer Stunde ist der Passagier-Zug fällig—!"

Ein Schauder schien sie bei diesen Worten zu überlaufen. Jakob sprang ans Fenster, aber die undurchdringliche Nacht ließ nichts erkennen; der Regen schlug gegen die Scheiben, und der zum reißenden Strome gewordene Bach schäumte und kochte beinahe dicht vor ihrer Thür; er mußte also schon die ziemlich hohen Ufer überfluthet haben.

„Hab' keine Furcht, Mutter!" sprach Jakob sichtlich bemüht, ihre Aufregung zu beschwichtigen.

„O, Knabe, wenn die Brücke eingestürzt ist, welches furchtbare Unglück ist zu erwarten! Wie viele Menschen da unrettbar zu Grunde gehen!"

„Nun, Mutter, wenn du das fürchtest, so will ich gehen und nachsehen; es kann ausser uns kaum Jemand wissen, was geschehen ist."

Die Wittwe mochte wohl fühlen wie Recht ihr Sohn hatte, aber die Mutterangst sträubte sich, ihn in dieser wilden stürmischen Nacht aus dem Hause zu lassen. Das Rauschen des Wassers, das Heulen des Sturmes erfüllten ihr Herz mit einem Entsetzen, das sie umsonst zu verbergen suchte.

„O, Mutter, du mußt mich gehen lassen!" rief Jakob. „Komm' schnell, gib mir eine Kerze für die Laterne und ich will sehen, was ich thun kann."

Jakob, das Schweigen seiner Mutter, die im innern Kampfe mit sich selbst kein Wort erwiedern konnte, für Zustimmung haltend, nahm seine Mütze und knöpfte seine Jacke von unten bis oben zu. Die Frau wurde jetzt Herr ihrer selbst, erhob sich, gab ihm die Laterne und zündete das Licht in derselben an.

„So geh', mein Sohn," sprach sie, „geh' schnell, aber sei bald wieder zurück."

Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, eilte die besorgte Mutter an's Fenster, mit den Augen dem Lichte seiner Laterne folgend, bis es unter dem Berghang verschwand.

Fünf Minuten lang harrte sie seiner, in nervöser Angst und Erregung zitternd; und ihr Herz jubelte auf, als sie sein Licht wieder erscheinen und es dem Häuschen näher kommen sah. Noch einen Augenblick und der Knabe, ihr Trost, das einzige Band, was sie an's Leben fesselte, trat herein, die Kleider schwer von Wasser, blieb aber, mit der Hand an dem Drücker des Schlosses, auf der Schwelle stehen.

„O, Mutter," rief er, vor Aufregung kaum der Sprache mächtig, „die Brücke ist fort! ganz heruntergerissen; nur einzelne Balken stehen am andern Ufer noch in die Höhe. Die dicke Eiche, welche drüben dicht neben der Brücke stand, ist gebrochen, und liegt im Giesbach, quer über herabgestürzten Felsstücken, u. das Wasser strömt durch ihre Aeste, wie durch einen Rechen. Mutter, es ist ein Jammer, das zu sehen! und ich muß schnell wieder fort, um dem Zuge ein Zeichen zu geben, oder das Schlimmste wird geschehen!"

Die Wittwe war so erregt, daß sie im ersten Augenblicke kein Wort erwidern konnte. Endlich sagte sie, sich mit aller Kraft fassend:

„Geh', mein Sohn, thue was Recht ist; die Vorsehung mag dich bestimmt haben, ihr sichtlicher Vertreter zu sein und ich will dich nicht hindern. Geh', der Himmel wird dich beschützen! Geh', mein Kind!" Und die aufgeregte Mutter verbarg ihr Gesicht in den Händen.—

„Fürchte nichts für mich, Ma!" erwiederte der herzhafte Knabe, und eilte auch schon aus dem schützenden Obdach in die unwirthliche Nacht hinaus. Als er die Stufen vor dem Hause hinabging, nahm er von einem Pflock das Waschseil seiner Mutter mit sich. Er wand es schnell um seinen Arm, und verfolgte sodann eilig den Weg, der ihn nach dem Platze führte, wo die unselige Brücke gestanden.

Er machte sich schnell einen Plan; er mußte um jeden Preis an's andere Ufer über die strudelnden Wasser. Noch zwanzig, höchstens dreißig Minuten und der Zug mußte heran kommen, mußte ohne seine Warnung unfehlbar in dem Abgrunde begraben werden. Da galt es die höchste Eile. Schnell untersuchte er die Lage der großen Eiche in den schäumenden Wassern, wo sie auf schlüpfrigen, im Drang der Fluth wankenden Felsblöcken ruhte. Es war gefährlich, ja sichtlich verderblich, den Versuch zu einem Uebergange zu wagen, es galt vielleicht das Leben, aber Jakob war nicht der Junge solche Bedenken zu hegen. Hier stehen und überlegen half nichts. Man sollte sein Signal nicht erst sehen, wenn es schon zu spät für eine Rettung war. Der Baum war der einzige Weg, der ihn an's andere Ufer bringen konnte.

Des Sturmes, des Regens, der stockfinstern Nacht vergessend, hielt er seinen Strick fest an sich, die Laterne in die Höhe, und faßte unerschrocken den stärksten Ast der Eiche, welchen er erreichen konnte. Dieser wankte und beugte sich unter seiner Last; aber der kleine Held wand sich muthigen Herzens durch die dichten Zweige nach den stärkern, weiter empor ragenden Aesten. Jetzt hob er seine Laterne höher, um seine Stellung zu beurtheilen. Rings um ihn brauste die Fluth, es wogte und drängte von allen Seiten auf ihn heran. Für einen Augenblick war er rathlos. Könnte er nur den vordersten Ast erreichen, dachte er, so wäre es ihm leicht, mit Hilfe des Strickes oder durch einen Sprung das jenseitige Ufer zu gewinnen. Doch das wäre ein fast wahnsinniger Versuch gewesen. Er blickte rings um sich, er schwang seine Laterne, er sah vor sich und über sich; er unterschied einen festen Schatten, zwar nur undeutlich, aber es mußte etwas sein, das ihm helfen konnte; er beute sich vor, das Licht weit hinaus haltend. Da gewahrte er das hereinragende Brückenende. Nur zwanzig Fuß lag es von ihm, der niedrigere Theil desselben in gleicher Höhe mit seinem Haupte.

Das Herz schlug ihm vor Entzücken über seine Entdeckung. Er wickelte sein Seil ab u. machte eine doppelte Schlinge an demselben. Nun klammerte er sich fest an einen Ast und schwang den Strick nach einem der schiefaufragenden Pfeiler der Brückenreste, aber es wollte nicht fangen. Er versuchte es wieder und wieder, endlich saß das Ende fest. Er hing sich daran mit aller Macht, und es gab nicht nach. Schnell befestigte er nun das andere Ende desselben an dem unteren Theil des starken Astes, den er eben festgehalten hatte. Jetzt begann er, die Laterne an den Arm gehängt, langsam auf dem Seile vorwärts zu klimmen, sich mit Händen und Beinen anklammernd. Der Sturm und der Regen umbrausten ihn und während er in der Mitte hing, riß ihm ein Windstoß die Mütze vom Haupte, sie hinab in den schäumenden Strudel schleudernd. Seine Hände waren fast erstarrt von Kälte und Nässe, und einen Augenblick fühlte er sich schwach. Zoll für Zoll, Fuß für Fuß kroch er vorwärts auf dem nassen schlüpfrigen Tau; endlich erreichte er das Ende. Er konnte sich festklammern an dem vom Schaum gepeitschten Pfahlwerk und nun — schwang er sich hinauf. Jetzt hatte er den obersten Querbalken erreicht, er stand auf dem letzten Ueberreste der abgerissenen, zerschmetterten Brücke.

Ein jauchzendes Gefühl der Befriedigung war es, welches jetzt das muthige Herz des kleinen Helden schwellte, als er im schwärzesten Dunkel der Nacht u. umgeben von den kämpfenden Elementen auf den unglückdrohenden Ruinen stand.

Aber auch das währte nur einen Augenblick.

Der Zug konnte jede Minute heranbrausen und er betrat zitternd vor Erregung den festen Boden. Sobald er diesen berührt, sprang er jubelnd in die Höhe und fühlte sich neu gekräftigt. Als er eine erkleckliche Strecke die Eisenbahn verfolgt hatte, hielt er an und horchte aufmerksam. Aber er hörte noch nichts. Er stand auf seinen Fußspitzen, schützte sich das Gesicht vor dem strömenden Regen und blickte scharf hinaus in die unheimliche Finsterniß. Sollte es wirklich ein Licht sein, was er in weiter Ferne vor sich zu sehen glaubte?—Ja, es war so—doch so fern, so klein, von jedem fallenden Tropfen verdeckt—aber es war Licht. Er strengte seine Augennerven auf's Aeußerste an, als wollte er das Licht aus der Ferne in sich aufnehmen. Jede Secunde wurde es deutlicher, und wie ein Glühwurm schwebte es weit über der Bahnlinie. Ja, das war der Zug!——Das Licht zeigte, daß der Zug noch einige Meilen entfernt war, aber in der That waren es ja doch nur Minuten, und er raste vorwärts mit schrecklicher Eile. Das Licht wurde größer, deutlicher, und schon glänzte es wie ein leuchtender Stern am niederen Himmel; es erhob sich wie ein Meteor und schwebte heran.

Und mit diesem Lichte nahte eine kostbare Fracht menschlicher Leben. Es brachte das Kindchen an der Mutter Brust, das aufblühende Mädchen in den schönsten Tagen der sorgenlosen Jugend, die liebende Braut, den stattlichen Knaben. Da kam die Jugend mit kühnen Entwürfen, der gereifte Mann mit seinem festvorgesteckten Ziele, da der Greis mit den Silberlocken, in der Schwäche des Alters an den ihn umgebenden Kindern wieder auflebend. Sie alle nahten auf den Flügeln des Windes. Näher, näher, immer näher. — Man hörte schon das Schnauben des ehernen Rosses, man sah in der dunkeln Nacht den scheinbar glühenden Rauch aufsteigen und die Funken fliegen, den finstern Pfad erleuchtend. Jeder Druck der mächtigen Hebel, jedes Schnauben des sich befreienden Dampfes verkürzte die Entfernung. Und jetzt—jetzt, da das strahlende Licht bewies, daß der Zug keine halbe Meile mehr fern war, schwang der brave Jakob seine Laterne. Er hob sie hoch über sein Haupt und beschrieb einen Kreis damit. Aber es wurde nicht beachtet. Werden sie es nicht bemerken? Und wenn ja, wird es noch zur rechten Zeit geschehen, um den Zug einhalten zu können, ehe er dem Verderben zustürzt? Jakob schrie aus Leibeskräften! Wieder erhob er seine Laterne, wieder gab er ein Zeichen! Oh, diesmal war er glücklich! Sein Signal war bemerkt worden!

Zwei gellende, durchdringende Pfiffe der Maschine, das gewöhnliche Alarmzeichen, antworteten auf seinen Warnungs-Ruf. Man versuchte Alles, den Lauf der Maschine auf's schleunigste zu hemmen, und doch gelang es nur erst wenige Schritte vor dem Abgrunde, sie völlig zum Stillstand zu bringen.

Und da stand im kalten Regenschauer der unwirthlichen Nacht der heldenmüthige Jacob Wood, vor dem schaudererfüllten Conducteur und Ingenieur, und zeigte mit seinem Finger nach der zerstörten Brücke und der brausenden Fluth.

Er erzählte ihnen Alles, und ihre eigenen Augen bewiesen ihnen bald, was ihre Ohren hörten, was ihr Inneres mit Entsetzen erfüllte.

Jakob wurde in einen der Wagen gebracht, wo er am Ofen stehend und noch seine Laterne in der Hand haltend, sein ungeschütztes Haar vom Regen triefend, sich wärmte und erholte.

Während der Zug nach der nächsten Station zurückkehrte, erklärte der Conducteur den von Schrecken halberstarrten, geängstigten Reisenden, welcher Gefahr sie auf ein Haarbreit entgangen, wem sie Alle für ihr Leben verpflichtet seien, und was dieser mit eigener Lebensgefahr gewagt.

Viele der Reisenden waren so ergriffen, daß sie Thränen vergossen, als sie sich um den hochherzigen Knaben drängten, um ihm die Hand zu drücken. Man sammelte für ihn unter den Passagieren und reichte ihm eine gefüllte Börse. Wie wohl ihm auch im Hochgefühl der vollbrachten That ihr herzlicher Dank that, sträubte sich doch sein Inneres gegen die Annahme des Geldes. Doch konnte er es ablehnen? Ein alter Herr mit wohlgespicktem Taschenbuch, der mehrere Thaler gegeben hatte, versicherte dem Knaben, daß dies nur ein kleiner Theil dessen sei, was er in Zukunft für ihn thun wolle. Er betrachtete ihn, sprach er, als den Erhalter seines Lebens, und bemerkte den Namen des Knaben mit Beisetzung dieser Verpflichtung in seinem Notizbuche.

Mit leichtem Herzen und schwerer Tasche machte sich Jakob bei anbrechendem Morgen auf den Weg nach Hause, wo ihn die während der Nacht auf den Tod geängstigte Wittwe mit der Freude empfing, die nur eine Mutter beim Wiedersehn ihres Kindes nach einem solchen Wagniß fühlen kann.

Fünf Jahre waren hingegangen, und Jacob hatte mit Hilfe jener Spenden der Dankbarkeit sich nach einer guten Schule begeben, sodann eine Akademie besucht, kurz eine vortreffliche Bildung erhalten. Der alte Herr hatte Wort gehalten. Alles, dessen der Knabe bedurfte, wurde ihm von Jenem gegeben, der die Nacht nie vergaß, in welcher er in so unmittelbarer Nähe des Todes geschwebt, und der heldenmüthigen Anstrengung des kleinen Retters so vieler Menschenleben eingedenk blieb.

Die Zeit ging dahin; Jakob Wood hatte seine Studien vollendet, sich für den technischen Dienst bei Eisenbahnen vorbereitet und war ein vorzüglicher Maschinist (Mechaniker) geworden. Er wollte Ingenieur im Eisenbahndienste werden, und als sein alter Beschützer ihn den Direktoren derselben Bahn, welche einst eine Probe seines unerschrockenen Herzens gesehen, zur Anstellung empfahl, wurde über seine Jugend hinweggesehen, und Jakob Wood gilt heute als der zuverlässigste und entschlossenste Beamte auf der ganzen Bahnstrecke.

Es ist sonderbar, wie oft ein unbedeutender Umstand auf den ganzen Lebensgang eines Menschen Einfluß haben kann.

Mit mir studirte in Berlin ein junger Mann, der sich dem Rechtsfache gewidmet hatte, obgleich es ihm das bedeutende Vermögen seiner Eltern ermöglicht hätte, ganz ohne einen bestimmten Beruf zu leben. Er war einer der besten Gesellschafter unten den Männern, aber von einer unüberwindbaren Schüchternheit gegen Frauen, und schon ein flatterndes Band konnte ihn in Aufregung und Verlegenheit setzen. Die besten Häuser standen ihm offen, aber noch hatte er nicht einen der stattfindenden Privat-Bälle besucht, bis ich ihn eines Abends unter meine Flügel nahm und, nachdem ich ihn halb mit Gewalt dahin gebracht hatte, sich in Ballanzug zu werfen, ihn mitten in einen Kreis von mir bekannten jungen Damen führte. Trotz seiner Befangenheit ging es besser mit ihm, als ich geglaubt hatte, und bald ließ ich ihn im Gespräche mit einem jungen liebenswürdigen Mädchen stehen, dessen offene Natürlichkeit ihm seinen ganzen Muth wiedergegeben zu haben schien.

Der Tanz begann, aber mein armer Eugen stand, als ich mich umsah, in einer Ecke an seinen Handschuhen zupfend—er hatte nicht die Courage gehabt, seine bisherige Gesellschafterin zu engagiren, und sie war ihm vor der Nase weggeholt worden. Er machte ein wahres Selbstmordgesicht, als ich ihn ansprach, und ich sah ein, daß ich ihn noch nicht sich selbst überlassen durfte. Als der Walzer zu Ende war, faßte ich ihn unter dem Arm und führte ihn trotz seines leisen Sträubens nach dem Platze der jungen Dame.

„Jetzt engagirt!" raunte ich ihm zu, „oder wir sind Freunde gewesen!" Er schien eine gewaltige Anstrengung zu machen, brachte es auch glücklich fertig, und als ihm der Galopp das Blut aufregte, schien das Eis gebrochen, wenigstens benahm er sich den übrigen Abend gerade so wie jeder andere junge Mann, der zum ersten Male gründlich verliebt ist, wenn sich auch in seinem ganzen Benehmen eine fast jungferliche Zurückhaltung aussprach, die ihm aber wunderhübsch stand.

Und mein armer Eugen war wirklich bis über die Ohren verliebt. Die nächsten acht Tage paradirt er zu Fuß und zu Roß vor dem Fenster der Geliebten und hat das Glück, sie viermal grüßen zu können. Er begegnet ihr auf der Promenade und ist entzückt über ihren freundlichen Gruß. Ein zweiter Tag kommt heran. Eugen tanzt dreimal mit der Auserwählten, er ist etwas kühner geworden, er kann ihr schon von seiner Mutter erzählen und der prachtvollen Besitzung, die seine Eltern bewohnen, er vermuthet fast, daß er nicht mißfalle, zweifelt aber, das Wort für seine Gefühle aussprechen zu können. Da ersinnt er einen Plan, der ihr seine Liebe auf eine zartere Art und Weise gestehen soll. Vor dem nächsten Balle, auf dem er sicher hoffte, sie zu treffen, schrieb er ein kleines Billet, steckte dies in ein Rosenbouquet und schickte es ihr am Morgen des Balles zu. Sie nahm es an, nachdem der Bote den Geber verrathen.

Aufgeregt, wie er war, schienen ihm die Minuten Stunden bis zum Abend. Er legte sich auf's Bett, zerkaute unendlich viele gute Cigarren, stürzte sich in's Freie, aber die Zeit rollte wie gewöhnlich dahin und die Ungeduld machte seiner Leidenschaft keine Schande.

Endlich kommt die Stunde, er betritt den Ballsaal und läuft mir gerade in die Hände. Ich mußte über sein gespanntes Gesicht lachen.

„Nun, wie weit bist du gelangt—noch nicht Sturm gelaufen?" frug ich ihn.

„Thue mir die Liebe und laß den Spaß jetzt, wenn du mein Freund bist", sagte er, „heute muß ich erfahren, woran ich bin; ich ertrage es nicht länger. Ich habe Elisen schriftlich meine Liebe gestanden—liebt sie mich wieder, so hält sie in der rechten Hand ein Bouquet Rosen, das ich ihr mit einem Briefe übersandte. Erscheint sie ohne meine Rosen, so gehe ich morgen früh aus der Stadt und reise vorläufig zu meinen Eltern zurück."

Damit verließ er mich und postirte sich in eine Ecke, von wo aus er die eintretenden Damen beobachten konnte. Ich, von Neugierde getrieben, suchte mir einen anderen Platz zu gleichem Zwecke.

Der Saal begann sich allgemach zu füllen. Elise war noch nicht da. Endlich—da ist sie! aber weder in ihrer Hand, noch an ihrer Brust befanden sich Blumen und Eugen stürzte todtenbleich an ihr vorüber und aus dem Zimmer. Als ich ihm rasch nachging, war er nirgends mehr zu sehen.

* * *

Jahre waren seitdem vergangen und Eugen um fünfzehn Jahre älter; er hatte seine Studien verlassen und die Welt gesehen, da ihn das Vermögen seines Vaters, der inzwischen gestorben, in den Stand setzte, unabhängig in irgend einem Orte sein Leben zu genießen; aber die Erinnerung an seine erste Liebe war nicht von ihm gewichen und zog ihn endlich heimwärts.

Elise hatte sich während dieser Zeit auf den Wunsch ihrer Eltern mit einem ältlichen Manne verbunden, der sie als Lohn ihrer treuen Pflichterfüllung nach vierzehnjähriger Ehe als reiche kinderlose Wittwe zurückließ. Alle Anträge, die der jungen, liebenswürdigen Frau später gemacht wurden, wies sie entschieden damit zurück, daß sie sich nicht wieder verheirathen wolle. Elise gehörte zu jenen angenehmen Erscheinungen, die, ohne einen Augenblick die weibliche Würde zu vergessen, frei und offen, liebevoll und geistreich, Jung und Alt zu begegnen wissen, die von Jedermann geliebt sind und deren Zwillingsschwestern mit der Laterne gesucht werden können. Theater und ein kleiner Kreis auserwählter Bekannten waren die einzigen Vergnügen, denen sich die junge Wittwe in langen Winterabenden hingab. Man setzte sich vor das flackernde Kaminfeuer, plauderte von Diesem und Jenem, und dann und wann erhielt auch die Unterhaltung durch einzelne Fremde, die von irgend einem Bekannten eingeführt wurden, eine höhere Belebung.

So wurde auch eines Abends wie gewöhnlich vertraulich geplaudert, als einer der täglichen Gäste, auf die noch immer schöne Wirthin zukommend, ihr einen seiner Bekannten, der so eben nach langer Abwesenheit eingetroffen, vorstellte. Es war Eugen. Elise hieß ihn willkommen und schien bei Nennung seines Namens angenehm berührt, erinnerte sich seiner mit vieler Theilnahme und forderte ihn auf, so oft es ihm gefiele, ihr Gast zu sein. In Eugen's Augen besaß Elise noch ihre ganze jugendliche Frische, noch all den Zauber, der sie früher umgab, der ihn gefesselt und fünfzehn Jahre gefangen gehalten. Von Neuem sah er eine Hoffnung aufblühen. Elise war Wittwe, und welches auch ihre Gründe gewesen sein mochten, durch die er aus der Stadt getrieben worden, in fünfzehn Jahren hatte sich viel geändert. Eugen wurde täglicher Gast und in der Zartheit, mit welcher er die Frau vom Hause behandelte, verrieth er mehr, als er selbst wußte; oft zogen sich die übrigen Gäste von Beiden zurück, wenn sie im Gespräche saßen, und nahmen erst an ihrer Unterhaltung wieder Theil, wenn Elise sie absichtlich auf das allgemeine Gebiet hinüber spielte. So geschah es eines Abends, als das Gespräch sich auf vergangene Zeiten wandte, daß die junge Wittwe Eugen plötzlich fragte, warum er sich nicht verheirathet habe? Eugen erhob langsam die Augen zu ihr und sagte nach einer kurzen Pause:

„Ich liebte in meinem zwanzigsten Jahre ein anbetungswürdiges Wesen, in dem ich meine ganze Zukunft sah; jung und schüchtern, ja zaghaft, fehlte mir aber der Muth, ihr meine Gefühle zu schildern; ich tanzte mit ihr auf Bällen, ohne ein Wort hervorbringen zu können; ich dachte mir damals, sie muß es dir ansehen, sie muß dich durch den Vorzug, den du ihr gibst, nur mit ihr zu tanzen, schon errathen haben. Um meinen Qualen ein Ende zu machen, schrieb ich ein Billet, worin ich ihr meine Leidenschaft gestand und sie bat, wenn sie meine Neigung erwiedere, auf dem Balle das mit beifolgende Bouquet in der Hand zu halten. Dieses Brieschen steckte ich zwischen die Rosen—"

„Aber mein Gott!"—rief Elise, schlug die Hände vor die Augen und stürzte aus dem Zimmer. Lange dauerte es, ehe sie wieder erschien. Sie hatte verweinte Augen, aber ein Lächeln um ihren Mund, sie trug ein kleines zierliches Kästchen, das sie geöffnet vor Eugen's Augen hielt. „Warum steckten Sie aber auch Ihr Billet so tief, daß es Niemand ahnen konnte!" sagte sie lachend und weinend zu gleicher Zeit, „suchen Sie es selbst."

Da lag das Bouquet, sorgfältig aufgehoben. Eugen riß es auseinander und zwischen seinen verdorrten Blättern saß versteckt, nach fünfzehn Jahren noch unberührt, ein vergelbter Zettel. Langsam und geräuschlos hatten alle alten Freunde Elisens Zimmer verlassen; jetzt waren Beide allein.

Acht Tage später war die Hochzeit.

Die Tiefe des atlantischen Oceans wird durchschnittlich auf drei Meilen und die Tiefe des stillen Meeres auf vier Meilen gerechnet.